



Rah'un &
Agadir

Hallo liebe Leser!

Heute bin ich etwas spät dran, obwohl für mich ist es relativ früh, habe Nachtschicht.

Je öfter ich Atlantis lese, desto stärker verschwimmen die Grenzen. Ich kann mittlerweile auch nicht mehr zu 100% sagen, welche Kapitel von Kahmini sind.

Ich weiß, das zweite ist wieder von ihr, aber beim ersten bin ich mir nicht sicher, ich glaube, wir haben je eine Hälfte geschrieben.

Ist ja auch egal, aber das zweite ist definitiv von ihr, wie man wieder an den tollen Beschreibungen merk. Ich versuche oft sie zu kopieren, aber sie ist einfach einzigartig!

Da ich mich noch um mein Frühstück kümmern muss, mache ich jetzt Schluss und entschebe in die letzte Nachtschicht.

Wünsche Euch eine angenehme Woche und wie immer viel Spaß beim Lesen!!!

Liebe Grüße,

anj

Ein kleiner, blauer Begleiter

Der Mann lachte leise und blickte sie amüsiert an. „Sag, Ebô'ney, habe ich mich seit unserer letzten Begegnung so sehr verändert, dass du einen alten Weggefährten wie mich nicht mehr erkennst?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Darf ich dich dann darum bitten mir zu sagen, warum du gerade eben noch vor mir weglaufen wolltest?“

Ebô'ney, die ihren Gegenüber überrascht angestarrt und nur allmählich richtig registriert hatte, wer vor ihr stand, machte einen Schritt auf den Mann zu um ihn näher zu betrachten.

„Entschuldige, ich habe dich für einen Fremden gehalten und nicht gleich erkannt. Du hast mich beobachtet und das hat mir Angst gemacht. Diese Stadt ist vielleicht sicherer als noch vor einigen Jahren, aber dennoch sollte man hier vorsichtig sein. Ein Fremder, der dich beobachtet ist kein gutes Zeichen“, antwortete sie.

Rah'ın verzog die Lippen zu einem schiefen Grinsen und blickte an sich hinab.

„Nun gut, du hast recht. Ich sehe wirklich ein bisschen furchteinflößend aus, so ganz in schwarz gekleidet mit Umhang und Hut. Aber was soll ich sagen, diese Art der Kleidung ist sehr praktisch im Unterholz und außerdem verleiht es mir einen gewissen Charme.“

Ebô'ney musste lachen. Rah'ıns Anwesenheit hatte etwas Beruhigendes. Sie fühlte sich sofort wohl an seiner Seite, genoss seine Gegenwart.

„Du und Charme?“, gluckste sie, „Seit wann machst du dir Gedanken über dein Aussehen? Warst du nicht immer derjenige von uns Beiden, der tagelang mit Schlamm durchtränkten Kleidern herumlaufen konnte, sich nie die Haare kämmte und nur einen Krug Wasser zum Waschen benötigte?“, fragte sie ihn.

Er blickte gespielt in Erinnerungen schwelgend in den Himmel und antwortete: „Ja, dass war eine schöne Zeit. Aber wie so vieles im Leben hat sich diesbezüglich einiges verändert. Ich fühle mich wohl in meinem neuen Äußeren. Und außerdem wird man so von den Frauen mehr beachtet. Sag, sehe ich denn nicht gut aus? Ein echter Frauenheld wie damals zur Zeit des Krieges?“

Ebô'ney schüttelte den Kopf. „Ach darum geht es dir. Du willst Frauen um den Finger wickeln. Der große Einzelgänger möchte eine Partnerin an seiner Seite. Ich glaube, dass du da sehr gute Chancen haben wirst. Du siehst wirklich gut aus. Geheimnisvoll.“

Rah'ın setzte seinen Hut wieder auf und nickte dankend.

„Weißt du, ich habe so lange allein gelebt, dass ich es langsam sehr beengend und langweilig finde. Ich kann zwar in der größtmöglichen Freiheit leben, doch die Einsamkeit ist unerträglich. Früher bin ich gern allein durch die Wälder gezogen, das hat mir nicht viel ausgemacht und es war sehr angenehm. Doch seit ich dich kenne und wir zusammen eine Zeit lang gereist sind, habe ich gemerkt, was mir im Leben fehlt. Ich brauche jemanden an meiner Seite. Nachdem du weg warst, war da so eine Leere, die mich wahnsinnig gemacht hat. Ich hatte gehofft, dir noch einmal zu begegnen, um dich zu bitten, wieder mit mir zu kommen. Du bist ein angenehmer Weggefährte gewesen. Aber in all den Jahren sind wir uns nicht mehr begegnet und ich habe irgendwann die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben. Außerdem suche ich mittlerweile eine Frau für die Liebe. Du wirst immer nur eine gute Freundin bleiben und das ist auch gut so. So wie es scheint hast du deine Meinungen auch geändert“, sagte er und zeigte an ihr vorbei auf Parian, der mitten auf dem Weg lag, mit glasigen Augen die Sterne zählte und leise vor sich hin sumnte.

„Wie meinst du das?“, fragte Ebô'ney.

„Es ist doch offensichtlich. Du bist in Agadîr mit diesem Elf dort. Ihr scheint Freunde zu sein, obwohl du die Elfen hasst.“

Sie blickte unsicher zu Boden. Zögernd antwortete sie: „Er ... er ist kein richtiger Elf.“

„Ich weiß!“

„Du weißt es? Aber woher?“, fragte sie überrascht.

„Wäre er ein Elf reinen Blutes, hätte er sofort gemerkt was du mit ihm vorhast. Ein Elf würde sich nie dazu herablassen, von einem Menschen betrunken gemacht zu werden. Dein Freund sieht zwar aus wie ein Elf, aber die Tatsache, dass du ihn so hast betrunken machen können, dass er nicht mehr laufen kann, spricht dafür, dass er nicht reinen Blutes ist. Ich vermute daher, dein Freund trägt menschliches Blut in sich. Ein Halbelf. Vermutlich war seine Mutter eine Elfe und sein Vater ein Mensch. Er hat definitiv mehr von seinem Vater geerbt als von seiner Mutter.“ Ebô'ney blickte zwischen Parian und Rah'ûn hin und her.

„Du hast bemerkt, dass er ein Halbelf ist obwohl du ihn erst vor kurzer Zeit gesehen hast?“, fragte sie ungläubig.

Rah'ûn lachte leise und verzog seine Lippen wieder zu einem schiefen Grinsen.

„Ja und nein“, antwortete er, „Ich war viel auf Reisen und habe viele Geschichten und Legenden gehört. Nachrichten verbreiten sich schnell auf Atlantis. Ich kannte die berühmte Elfe nicht, aber ich habe viel über sie gehört. Eine engelsgleiche Gestalt soll sie gewesen sein und eine große Macht besessen haben. Nur ein einziges mal konnte ich einen Blick auf sie erhaschen und ihre Erscheinung habe ich nie vergessen. Fyana Lefay, ein schöner Name für eine schöne Elfe. Auch wenn dein Freund seinem menschlichen Vater sehr ähnlich zu sehen scheint, erkenne ich dennoch die Züge von Fyana in seinem Gesicht. Wie ich bereits erwähnte, habe ich viele Geschichten gehört. Und die Geschichte des kleinen Halbelfen von Fyana Lefey war eine der Besten, wenn sie denn wahr sein sollte. Hast du denn nicht bemerkt wer er oder was er ist?“ Ebô'ney blickte beschämt zu Boden. „Nein, habe ich nicht“, flüsterte sie.

„Lass mich raten“, fuhr Rah'ûn fort, „du hast ihn sofort gehasst, weil du ihn für einen Elfen gehalten hast. Nun, ich frage mich, warum es für dich nun einen Unterschied gibt zwischen Elf und Halbelf. Hattest du mir nicht immer gesagt, dass du alle Elfen hasst und auch die, die nur zur Hälfte elfisches Blut in sich tragen?“

„Er ist in Ordnung. Er ist mehr ein Mensch als ein Elf und ... er hat mir das Leben gerettet. Er hat sein Leben riskiert für mich und das nicht nur einmal, sondern mehrmals, obwohl ich ihn schlecht behandelt habe. Ich stehe in seiner Schuld, ob ich es will oder nicht. Außerdem ist er anders als die Elfen ... er hat ein schlimmes Schicksal hinter sich, die Eltern sind freiwillig gestorben, um ihn zu retten und dann hat man ihn nach jahrelanger und mieser Behandlung aus dem Dorf verbannt. Er tut mir so leid und ich fühle mich schuldig, ihm ebenfalls so viel Leid zugefügt zu haben. Parian ist so talentiert und ... er ist immer nett zu mir gewesen und ... er hatte es nicht verdient, dass ich ihn so behandle ...“

Rah'ûn, der fast einen Kopf größer war als Ebô'ney, legte ihr eine Hand auf die Schulter und beugte sich zu ihr hinunter, damit er ihr in die Augen sehen konnte.

„Magst du ihn? Hast du deshalb deine Meinung geändert?“, fragte er einfühlsam.

Sie wusste nicht, was sie auf diese Frage antworten sollte. Sie überlegte angestrengt, versuchte sich über ihre Gefühle klar zu werden, doch es wollte ihr nicht gelingen. Seine Frage einfach zu ignorieren schien ihr die einfachste Lösung zu sein, doch als ihre Augen sich trafen und sie in das goldene Schimmern seiner grünen Augen blickte, kamen ihr die Worte fast wie von selbst stammelnd über die Lippen. „Ich ...ich ...ich weiß es nicht. Er ist ein ...guter Mensch ... aber er ist

auch ein Elf ... und ... und das hat er oft genug bewiesen ...ich weiß nicht, ob er ... ob er ein Freund ist ... es ist so schwer zu akzeptieren, dass ...“

Rah'un unterbrach sie. „Das hat nichts mit Akzeptanz zu tun Ebô'ney. Man kann alles akzeptieren, wenn man es nur will. Es ist einfach nur schwer über seinen Schatten zu springen. Ich kann verstehen, warum du mit ihm hier bist. Nun weiß ich, wie ich mit ihm umgehen kann. Du musst nicht weiter erklären wie du zu ihm stehst. Auch wenn du dir nicht sicher bist, habe ich das Gefühl, dass euch eine gewisse Freundschaft verbindet, denn sonst hättest du ihn nicht mit dir aus dem Wirtshaus gezogen.“

Er blickte in den Himmel, dann ging er zu Parian, hob ihn sich über die Schulter und sagte zu Ebô'ney gewandt: „Es ist schon spät, wir sollten gehen und die Nacht irgendwo in einer alten Scheune verbringen. Hier ist es nicht sicher genug. Ich werde dir helfen, deinen Freund wieder nüchtern zu machen. Es wird nicht einfach werden, aber ich habe da schon eine Idee. Du kannst mir auf dem Weg zu unserer Bleibe erzählen, was in den letzten Jahren bei dir so alles passiert ist.“

Sie nickte. Noch ein letztes Mal blickte sie in seine im Mondlicht glänzenden Augen, dann folgte sie ihm leise und unauffällig.

Parian prustete, als ein erneuter Schwall kaltes Wasser sein Gesicht traf. Er spürte die nasse Kleidung auf seiner Haut, wie sie klebte und schwer an seinem Körper hing. Eisige Kälte zog durch seine Knochen und ließ ihn erzittern. Eine erneute Welle Wasser traf ihn. Er verschluckte die Hälfte und musste husten. Langsam verschwand der leichte Nebelschleier, der im Laufe des Abends vor seine Augen gezogen war und er konnte wieder klare Gedanken fassen. Nach einem dritten Schwall Wasser nahm er seine Umgebung deutlicher wahr und nachdem er ein viertes Mal mit Wasser übergossen wurde, hatten sich seine Reflexe wieder normalisiert.

Parian musterte seine Umgebung genau. Er konnte einen großen Raum erkennen, dessen Wände aus groben, aneinandergenagelten Holzbrettern bestand. Überall standen riesige gelbe Strohhallen und es roch nach frischem Stroh und Heu. An den Dachbalken hingen Feldwerkzeuge und an einem Ende des Raumes stand ein großer Handwagen. Die Umgebung machte einen ruhigen und friedlichen Eindruck, dennoch schien irgendetwas nicht zu stimmen. Parian wusste sofort, was es war. Alles stand auf dem Kopf. Zuerst verwunderte ihn das etwas, doch als er an sich nach oben blickte, wusste er sofort Bescheid. Jemand hatte ihn mit einem Seil an den Füßen kopfüber an einen Balken gebunden. Er wollte sich darüber gerade beschweren, als ein Eimer sich in sein Blickfeld schob und ihn mit Wasser übergoss.

„Hey, was soll denn das?“, fragte er entrüstet. „Lasst mich runter.“

„Wir lassen dich erst herunter, wenn du wieder nüchtern bist“, hörte Parian eine fremde, tiefe Stimme sagen.

„Aber ich bin nüchtern.“

„Bist du dir da sicher?“ Diese Stimme gehörte zu Ebô'ney, dass erkannte er sofort.

„Es geht mir gut, Ebô'ney. Sag dem Bastard da, dass er mich runterlassen kann“, forderte er sie auf. Sie nickte dem Fremden zu und dieser holte eines der Feldwerkzeuge von den Balken. Mit einer geschickten Bewegung aus dem Handgelenk heraus durchschnitt der Mann das Seil und Parian fiel unsanft zu Boden.

„Dankeschön“, murmelte der Halbfelf mit zusammen gebissenen Zähnen, rappelte sich auf und sammelte einzelne Strohhalme von seinen nassen Kleidern. Plötzlich streckte sich ihm eine Hand

entgegen und er blickte überrascht auf.

„Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Rah’ün. Es freut mich, dir begegnen zu dürfen Parian.“ Zuerst blickte Parian seinen Gegenüber skeptisch an, dann ergriff er zögernd die Hand des Mannes.

„Ich bin Parian.“

Rah’ün lächelte. „Ich weiß, Ebô’ney hat mir schon einiges über dich und deine Freunde erzählt. Komm, setz dich mit uns ans Feuer und wärme dich auf. Es tut mir leid für die etwas raue Behandlung, aber nur so haben wir dich wieder zu klarem Verstand bringen können. Ich hoffe du verzeihst uns. Glaube mir, es war nicht ihre Idee sondern meine und ich musste viel von meiner Überredungskunst anwenden bis sie mir zähneknirschend erlaubt hat dich kopfüber aufzuhängen.“

Er führte Parian zu dem kleinen Feuer am anderen Ende der Scheune, wo sich Ebô’ney bereits nieder gelassen hatte. Dann überreichte Rah’ün dem Halbfelfen einen kleinen Krug mit einer dampfenden Flüssigkeit.

„Trink das, es ist ein altes Rezept von Rah’ün, dass er uns früher auf unseren Wanderungen gemacht hat. Es schmeckt sehr gut und weckt die Lebensgeister“, sagte Ebô’ney.

Parian umfasste den Krug ein wenig fester mit den Händen, um die ganze ausgestrahlte Wärme aufzufangen. Dann sog er den Dampf genüsslich mit der Nase ein, trank einen kleinen Schluck und stellte fest, dass sie ihm nicht zu viel versprochen hatte.

„Woher kennt ihr zwei euch?“, fragte Parian nach einer Weile des Schweigens.

Rah’ün warf ein aufforderndes Zwinkern zu Ebô’ney und bedeutete ihr, Parian alles zu erzählen.

„Wir haben uns hier in der Stadt kennen gelernt“, begann sie. „Ich wollte damals, als ich noch ein junges Ding war, die Insel erkunden und habe mich auf Wanderschaft begeben. Irgendwann habe ich hier einen Zwischenstopp gemacht, um meine Vorräte aufzubessern. Ich ging auf den Markt und wollte mir ein paar Äpfel holen, doch die Frau am Stand gab mir keine, weil sie der Meinung war, ich würde zu einem der unteren Bevölkerungsschichten gehören und es würde mir damit nicht zustehen, bei ihr ein paar Äpfel zu kaufen. Wahrscheinlich lag es an meinem Aussehen, meinen zerrissenen und von der Wanderung schmutzigen Kleidern. Obwohl ich mit ihr sehr lange diskutierte, gab sie mir keine Äpfel. Ich konnte sie einfach nicht überzeugen. Ich war damals noch ziemlich unerfahren und hatte mich nicht durchsetzen können. Kurz bevor ich wieder abreisen wollte, kam plötzlich dieser Mann auf mich zu und schenkte mir einfach so einen Korb roter Äpfel. Mir fielen sofort seine grünen, goldschimmernden Augen auf. Ich fragte ihn, wer er sei und warum er mir diese Äpfel gab, doch er antwortete mir nicht sondern ging einfach wieder ohne ein Wort zu sagen. Erst als ich die Stadt bereits verlassen und um einige Kilometer hinter mir gelassen hatte, begegnete Rah’ün mir auf einer kleinen Waldlichtung wieder. Dort haben wir uns angefreundet und beschlossen, eine Zeit lang zusammen zu wandern und durch die Wälder zu streifen. Irgendwann hatte ich jedoch das Bedürfnis, mich niederzulassen und unsere Wege trennten sich wieder. Bis heute jedenfalls. Ich bin froh ihm wieder begegnet zu sein. Er ist ein großartiger Freund für mich geworden.“

Sie lächelte Rah’ün an und er lächelte zurück.

„Leider hat er mir nie verraten, warum er mir damals den Korb Äpfel anbot oder warum er als ewiger Einzelgänger entschied mit mir zu reisen“, fügte sie hinzu.

Rah’ün nahm einen Schluck aus seinem Krug, grinste sie an und wandte sich dann an Parian.

„Es war mir damals merkwürdig vorgekommen, eine so junge und hübsche Frau in zerschissenen Kleidern und in einer gefährlichen Stadt wie Agadîr zu sehen. Es interessierte mich, was sie dort zu Suchen hatte. Außerdem tat sie mir leid. Die Frau hinter dem Stand hatte

sie gnadenlos fertig gemacht.“

Er lachte und Ebô'ney knuffte ihm gespielt entrüstet in die Schulter.

Parian musste weg sehen. Es versetzte ihm einen Stich im Herzen, als er sah wie ungezwungen sich Ebô'ney gegenüber Rah'ûn verhielt. Er spürte sofort, dass es eine bestimmte Verbindung zwischen den Beiden gab und das machte ihm zu schaffen. Der Halbfelf beobachtete, wie sie mit ihrem alten Freund lachte, wie locker und losgelöst sie war, wie sie ihn sanft am Arm oder an der Schulter berührte. Es war Parian egal ob sie Rah'ûn nur für einen Freund hielt oder nicht.

Während er die beiden beobachtete wusste er, dass sie sich ihm gegenüber nie so benehmen würde. Auch wenn er ihr Freund war oder wäre, würde sie nie so mit ihm gemeinsam lachen, ihre Sorgen vergessen. Er war ein Halbfelf. Sie würde nie über ihren Schatten springen können. Sie würde nie vergessen, dass er elfisches Blut in sich trug. Solange sie es nicht zuließ, würden sie keine richtigen Freunde werden. Verlieben würde sie sich schon gar nicht in ihn. Parian musterte Rah'ûn genau. Dieser Mann war genau das, was er sein wollte. Er war ein normaler Mensch, gutaussehend, ohne irgendwelche Fähigkeiten. Er war das, was Ebô'ney wollte und müsste sie sich zwischen Rah'ûn oder ihm als Halbfelfen entscheiden, würde ihre Wahl auf Rah'ûn fallen. Dessen war Parian sich ziemlich sicher. Er wusste, dass er sie ewig lieben würde, doch er wusste auch, dass sie ihn nie lieben könnte. Er musste sie loslassen. Sie sollte mit dem glücklich werden, das sie wollte und dafür würde er sorgen. Parian fiel ein Satz ein, den sein Bruder einmal erwähnt hatte, als er über seine Frau gesprochen hatte. Es war eines der vielen Gespräche gewesen, die sie Nachts in ihren Betten liegend geführt hatten. Er konnte sich kaum noch an bestimmte Themen erinnern, doch dieser Satz war ihm im Gedächtnis geblieben.

„Wir sind Reisende der Liebe, auf Reisen werden wir uns wiedersehen.“

Parian nahm sich eine Decke, rollte sich darin ein und versuchte das Lachen und die Gespräche von Ebô'ney und Rah'ûn auszublenden.

„Wir sind reisende der Liebe, auf Reisen werden wir uns wiedersehen.“

Shah Rukhs Stimme hallte durch seine Gedanken. Er wünschte, sein Bruder wäre jetzt bei ihm und könnte ihm einen Rat geben, wie er mit der neuen Situation umgehen sollte. Doch insgeheim wusste er selbst, was er zu tun hatte. Irgendwann würden sich Ebô'ney und Rah'ûn ineinander verlieben. Vielleicht waren sie es bereits und wussten nur noch nichts davon. Bevor Parian einschlief, schwor er sich, dass er sich den Beiden nicht in den Weg stellen würde. Er würde sich dazu zwingen ihre Liebe zu akzeptieren, auch wenn es für ihn unendlich viel Leid bedeutete.

Am nächsten Tag trafen sich die Freunde wieder auf dem Marktplatz. Der Stadtälteste wollte eine große Rede halten und die Bevölkerung darüber informieren, wie man sich über das Problem der untersten Schichten geeinigt hatte. Während Saif, Karan, Parian, Ebô'ney und Rah'ûn in der Menschenmenge standen, saßen Billî und Shah Rukh auf der Bühne. Es herrschte aufgeregtes Stimmengewirr, dass erst verstummte als der Älteste die Bühne betrat. Es war ein kleiner Mann in gebückter Haltung mit kurzem grauen Haar, der einen sandfarbenen Umhang trug und aus dessen Blick man Erleichterung lesen konnte.

Er räusperte sich kurz, dann fing er zu Reden an: „Meine Bürger und Bürgerinnen, meine geschätzten Freunde, meine geliebten Brüder. Ich freue mich, euch alle hier gesund vor mir stehen zu sehen. Ja, ihr seht gesund aus, aber seid es nicht. Dieses Jahr bringt uns nur Unglück und Kummer. Durch die Dürre haben wir unsere Ernten verloren, es herrscht Hunger und Not. Am schlimmsten hat es die Menschen am Fuße von Agadîr getroffen. Aber daran ist nicht die

Dürre schuld, daran sind wir selbst schuld. Wir oberen Schichten. Wir haben das Leid der Bauern ignoriert. Wir haben grausamerweise weiterhin unsere Rationen in voller Höhe eingefordert, obwohl wir dadurch den Menschen ihre Lebensgrundlage entzogen haben. Und dann haben wir uns gewundert, warum sie sich plötzlich gegen uns gestellt haben. Auch wenn ihr es mir nicht glauben werdet, meine Brüder, aber wir standen kurz vor einem Krieg. Ich bin froh, dass es nicht dazu gekommen ist. Ich hätte nicht mit der Schuld leben können, dass wegen unseres Egoismus eine ganze Stadt zerstört werden und tausende Menschen tot sein würden. Ich muss eingestehen, dass wir einen großen Fehler gemacht haben. Einen Fehler, den es jetzt zu bereinigen gilt. Ich bin dankbar, dass Nemo uns eine große Hilfe und Unterstützung geschickt hat. Hiermit bedanke ich mich im Namen aller Bürger bei Billî. Ohne ihn wären wir wahrscheinlich nie zu einer Lösung des Problems gekommen.“

Der Dorfälteste wartete einen Moment, bis die Bevölkerung wieder aufgehört hatte zu klatschen, dann fuhr er fort: „Veränderung ist die Lösung unserer Probleme. Hilfe, gegenseitige Rücksichtnahme und Unterstützung ist das, was jetzt zählt. In einer sehr langen Nacht mit vielen Diskussionen und Gesprächen haben die Vorsitzenden einstimmig beschlossen, dass ab heute die von den Bauern zu leistenden Abgaben um die Hälfte verringert werden. Ebenfalls werden Abgaben in Form von Tauschware der obersten Bevölkerungsschichten an die unteren Bevölkerungsschichten geleistet. Ab heute werden sich die Schichten gegenseitig unterstützen und stärker zusammenarbeiten. Wir hoffen, dass dadurch das Leid bald überwunden sein wird und in dieser Stadt jeder wieder friedlich und ruhig leben kann. Ich glaube an euch meine Freunde und bin mir sicher, dass wir es gemeinsam schaffen können. Danke.“

Als der alte Mann seine Rede beendet hatte, fingen alle an laut zu applaudieren, zu jubeln und zu feiern. Viele Menschen umarmten sich glücklich und verließen den Marktplatz, um gemütlich und erleichtert den Rest des Tages in ihren Heimen zu verbringen. Es dauerte nicht lange, bis der Marktplatz fast leer war. Nun entdeckten sich die Freunde endlich und kamen aufeinander zu. „Das habt ihr wirklich gut geregelt!“, lobte Karan und schenkte Billî und Shah Rukh ein Lächeln.

„Das war ganz allein sein Verdienst“, der Kater zeigte auf Shah Rukh, „wenn er nicht gewesen wäre, dann hätte ich es nicht geschafft, mich durchzusetzen und die Menschen würden sich immer noch streiten.“

Shah Rukh grinste verlegen. Er entdeckte den großen Gürtel, den Saif um die Hüfte trug und blickte seinen Freund fragend an.

Saif machte den Gürtel ab und schob ihn den anderen stolz unter die Nasen.

„Das habe ich von Muhammad Ali bekommen. Wir haben gegeneinander gekämpft und ich habe gewonnen.“

Geschockt warf Shah Rukh einen Blick zu Karan.

„Du hast ihn gegen einen Profiboxer antreten lassen?“

Karan zuckte entschuldigend mit den Schultern. „Was hätte ich denn machen sollen? Mich zwischen sie werfen? Du weißt doch, dass Saif so auf den Typ abfährt.“

„Euch kann man aber auch nicht alleine lassen“, murmelte Shah Rukh leise.

„Sag mal, wundert es dich denn gar nicht, dass ich dieser Persönlichkeit begegnet bin?“, fragte Saif ihn ungläubig.

„Nein wieso? Ich bin auf Atlantis schon Einstein, Freud, Michelangelo, Shakespeare, Agatha Christie und Kleopatra begegnet. Wieso sollte ich mich da noch über Muhammad Ali wundern? Und außerdem weißt du doch auch, dass man hier auf der Insel Persönlichkeiten trifft. Du warst doch bei der Sache mit Kleopatra dabei“, antwortete er.

Saif grübelte kurz. „Stimmt, das hatte ich ganz vergessen“, stellte er fest. Karan entdeckte, während Saif noch darüber nachdachte, Rah'ün. „Und was habt ihr gemacht Parian? Und wer ist dieser Mann?“, fragte er. Bevor der Halbelf oder Ebô'ney etwas sagen konnten, hatte Rah'ün seinen Hut abgenommen und sich leicht verbeugt. „Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Rah'ün. Es freut mich, euch begegnen zu dürfen. Man hat mir schon viel über euch erzählt. Ebô'ney hat mir angeboten, sie zu begleiten und für eine Weile ihr Gast zu sein. Ich möchte diese Einladung sehr gern annehmen. Jedoch weiß ich, dass sie bei euch auch nur ein Gast ist und es wäre keine freundliche Art, euch nicht ebenfalls um Gastfreundschaft zu bitten.“ Sofort war Billî an Rah'üns Seite und schüttelte ihm die Hand. „Es wäre auch mir eine Freude, wenn Sie uns begleiten würden“, sagte der Kater. Auch alle anderen schienen angetan zu sein von dem Fremden. Er war ihnen sofort sympathisch. Saif machte ein paar lustige Bemerkungen, worüber Rah'ün herzlich lachte, Shah Rukh konnte sich mit ihm gut unterhalten. Es kam allen vor, als würden sie Rah'ün schon seit einer Ewigkeit kennen. Nur Parian machte sich ein wenig Sorgen darüber, dass er so schnell bei allen Anschluss fand. Der Halbelf hielt sich jedoch zurück und sagte nichts. Eine Weile standen sie noch auf dem Platz, Rah'ün berichtete, wie er und Ebô'ney sich kennen gelernt hatten, wie sie sich nun wiederfanden und Saif spielte den Boxkampf mit Muhammad Ali nach, dann teleportierte Parian seine Freunde wieder zurück ins Dorf der Katzen. Billî machte sich sofort auf den Weg zum Kristallpalast, um Nemo Bericht zu erstatten. Er vergewisserte sich noch kurz, dass es Esme gut ging, war erleichtert, dass Nemo seinen Rat beherzigt und Mahi zu sich geholt hatte, und wunderte sich über einen über fürsorglichen Bhoot und einen vor sich hin summenden, bis über beide Katzenohren verliebten Nath. Shah Rukh und Karan besuchten Yash und Ebô'ney und Rah'ün setzen sich zusammen und ließen alte Erlebnisse Revue passieren.

Drei Tage vergingen in denen nichts besonderes geschah. Ebô'ney bot Rah'ün einen Platz bei sich und Amy zum Übernachten an, doch er lehnte dankend ab. Der Mann verschwand jeden Abend zur gleichen Zeit nach Sonnenuntergang im Wald und tauchte erst nach Sonnenaufgang wieder im Dorf auf. Niemand wusste, was er die ganze Nacht machte und es wollte auch keiner danach fragen. Nur Ebô'ney und Parian störte es, doch sie wusste um seine Einzelgängerei und verdrängte es, und er machte sich zwar Sorgen, blieb aber ihretwegen, und dem was er sich geschworen hatte, ruhig. Niemand schien zu merken, wie schwer es Parian fiel, Ebô'ney und Rah'ün gemeinsam zu sehen. Am vierten Tag nach den Erlebnissen in der Stadt wollte Saif mit dem Halbelfen ein wenig Knopfkriquet zu zweit spielen, doch er bemerkte schnell, dass sein Freund nicht ganz bei der Sache war. In einer Pause setzte er sich zu Parian und fragte, was ihm fehlte. „Es ist wegen Ebô'ney“, sagte Parian und blickte deprimiert zu Boden. „Nur ihretwegen? Oder spielt Rah'ün auch eine Rolle dabei?“ fragte Saif nach. Parian seufzte. „Sie wird sich in ihn verlieben. Daran führt doch kein Weg dran vorbei, oder? Was habe ich mir eigentlich eingebildet? Wie konnte ich glauben, dass sie sich in mich verlieben könnte? Er ist

tausendmal besser als ich. Er ist das, was sie will und ich bin es nicht. Ich bin zur Hälfte ein Elf. Etwas, das sie hasst.“

„Jetzt erzähl doch nicht so was. Du bist ein toller Mann Parian. Du siehst gut aus, du hast Talent und du bist schlau. Sie muss blind sein.“

Parian lächelte.

„Ich hab es aufgegeben Saif. Ich will nur noch, dass sie glücklich wird, egal mit wem. Ich werde ihr nicht im Weg stehen“, sagte er.

Saif nickte.

„Aber dennoch mache ich mir Sorgen, Saif. Rah’ün ist sehr merkwürdig. Hast du gemerkt, wie ihn alle gleich mochten? Wie alle ihn gleich ins Herz geschlossen haben, als würden sie ihn schon ewig kennen?“, fuhr Parian fort.

„Ich verstehe nicht, was du meinst.“

„Na, hast du nicht gesehen, wie Billî sofort seine Hand geschüttelt und ihn aufgenommen hat? Der Kater war überhaupt nicht skeptisch oder hat gezögert. Wir wissen doch gar nicht, wer dieser Rah’ün eigentlich wirklich ist...“

Saif schüttelte nur den Kopf. „Er ist Ebô’neys Freund, was müssen wir mehr wissen? Sie mag ihn, also mögen wir ihn auch. So einfach ist das.“

Parian wollte etwas erwidern, spürte aber, dass es keinen Zweck gehabt hätte. Er nahm sich vor, Rah’ün im Auge zu behalten.

Parian durchlebte seine private Hölle. Eiskalte Einsamkeit schlich sich in sein Herz. Er hatte sich schon einmal so gefühlt, damals als seine Eltern plötzlich verschwunden waren und ihn allein unter den Elfen zurückgelassen hatten. Damals hatte er sich an dieses Gefühl gewöhnt. Ein Fremder im eigenen Volk, dem erst nach und nach bewusst wurde, dass er anders war. Das Zusammentreffen mit Shah Rukh hatte dieser Einsamkeit ein Ende bereitet. Mit unendlich viel Geduld hatte ihm der vermeintlich Fremde gezeigt, was wahre Freundschaft ist. Es verwunderte Parian, dass Shah Rukh noch immer sein Freund war. Wie leicht hätte der Elf in ihm das Band der Freundschaft zwischen ihnen zerstören können. Ohne Saif wäre Parian vielleicht nie zu der Einsicht gekommen, wie falsch er gehandelt hatte und ohne Shah Rukhs Großmut und Verständnis hätte er es vermutlich nie geschafft seine Fehler einzugestehen. Und dann hätte er nie erfahren, warum seine Eltern ihn verlassen mussten und dass er einen Bruder hatte. Und eine Schwester, die er aber wohl nie kennen lernen würde.

Für einen kurzen Moment hatte Parian das größte Glück von Atlantis erlebt. Endlich hatte er wieder eine Familie, jemanden, mit dem er die Erinnerungen an seinen Vater teilen und der ihm Details über seinen Vater nennen konnte, die er noch nicht kannte. Es tat gut, von seiner Mutter zu reden und zu wissen, dass sein Gegenüber ehrlich interessiert war. Sie hatten festgestellt, dass Fatima und Fyana Lefay, die Elfe mit den goldenen Augen, viele Gemeinsamkeiten gehabt hatten. Es war wohl kein Zufall, dass Meer sich ausgerechnet in sie verliebt hatte.

Verdammt, alles war perfekt gewesen! Vielleicht etwas zu perfekt. Eine neue Familie, neue Freunde, Glück, wohin man nur sah... War es denn nicht immer so, dass, wenn man besonders glücklich war, das Unglück bereits irgendwo lauerte?

In seinem Fall hörte das Unglück auf den Namen Rah’ün, sah besser aus als er selbst, hatte interessantere Augen als er und bessere Geschichten zu erzählen als Parian. War das der Grund, warum sich alle zu Rah’ün hingezogen fühlten? Warum alle seine ehemaligen Freunde ihn nur

komisch ansahen, wenn er sie fragte, warum niemand merkte, wie ungewöhnlich es war, dass jeder den Fremden mochte? Oder war er einfach nur wesentlich interessanter als Parian? War er vielleicht sogar einfach nur eifersüchtig?

Es wäre ihm ja egal gewesen, wenn man den Jäger mit offeneren Armen empfangen hätte als einen Halbfelfen. Schließlich war der Krieg zwischen Elfen und Katzen auch nach über zweitausend Jahren immer noch ein Thema und die Feindschaft, die so alt war wie die Insel selbst, würde wohl niemand je wirklich vergessen können. Aber warum fühlte er sich dann so einsam? Alles schien sich zu überschlagen, wenn Rah'ün einen Wunsch äußerte. Sein Wort war Gesetz und Parian hörte niemand mehr zu. Er fühlte sich wie das dritte Rad an einem Ochsenkarren. Ob absichtlich oder nicht, man gab ihm das Gefühl absolut überflüssig zu sein. So auch an jenem Abend.

Unter normalen Umständen hätte es ein perfekter Abend sein können. Sie hatten das Tagwerk geschafft und das gesetzte Ziel sogar deutlich überschritten. Parian spürte jeden Muskel im Körper, denn er hatte sich mal wieder von seinen Problemen mitreißen lassen und stärker gearbeitet als gut für ihn war. Früher war stets ein Freund in seiner Nähe gewesen und hatte ihn daran erinnert, dass auch der Körper eines Halbfelfen gewisse Grenzen besaß. Dennoch war Parian auf gewisse Weise glücklich. Er hatte eine kleine Hütte ganz alleine gebaut, sah man einmal von den Anweisungen ab, die Nath ihm gegeben hatte. Er war auch der einzige gewesen, der Parian für seine Arbeit gelobt hatte. Seit er Mahi kannte wurde selbst der wortkarge Nath gesprächig. Leider hatte er noch im selben Atemzug darauf hingewiesen, welche großartige Arbeit Rah'ün geleistet hatte. Doch Parian wollte sich nicht ärgern. Er wusste, dass seine Arbeit gut gewesen war. Und es war ihm auch egal, dass man heute Abend Rah'üns Leistungen feierte und nicht seine eigenen. Wenn er es schaffte, seine Probleme mit Ebô'ney zu vergessen, dann konnte er dieses Kunststück mit Rah'ün vielleicht wiederholen.

Parian griff nach einem Stück Obst, das nur auf Atlantis vor kam, wie Shah Rukh ihm einmal versichert hatte. Plötzlich kam ihm ein kleiner Dieb in den Sinn. Papu liebte dieses Obst. Parian lachte leise in sich hinein. Er sah den kleinen Kerl vor sich, wie er neulich kopfüber an seinem Schwanz im Baum gehangen und die letzte Frucht gepflückt hatte. Ebô'ney, die jene Früchte ebenfalls sehr gerne aß, sah sich um ihr Vergnügen betrogen und schimpfte den blauen Affen gehörig aus. Papu zeterte selbstverständlich in gleicher Lautstärke zurück, kopierte ihre Gesten und zog sie ins Lächerliche. Ebô'ney wurde immer wütender und schließlich warf sie einen Stein auf den Affen, der daraufhin in den Wald flüchtete und seitdem nicht mehr gesehen wurde. Parian vermisste den kleinen Kerl. Im Gegensatz zu Ebô'ney mochte er den blauen Affen, ohne den sie den Weg durch die Berge nie geschafft hätten. Ob Ebô'ney wusste, dass sie ihm und seiner Diebeskunst auf gewisse Weise ihr Leben verdankte?

Ein entsetztes Kreischen ließ Parian aufschrecken. Mit einem Satz sprang er auf die Füße und stieß dabei aus Versehen den Tisch um. Die Reste des Abendessens verteilten sich über Ebô'ney, die verzweifelt gegen ein blaues Etwas auf ihrer Schulter kämpfte, dass ihr völlig ungeniert und mit großer Freude eine Haarnadel nach der anderen aus der bereits nicht mehr vorhandenen Frisur zog.

Parian hatte mit der unmenschlichen Schnelligkeit eines Elfen reagiert und dennoch war Rah'ün schneller als er. Noch bevor Parian ganz begriff, was geschehen war, hatte Rah'ün den Übeltäter bereits gepackt. Mit beiden Händen umfasste er den Hals des wehrlosen Affen und drückte unbarmherzig zu. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Papu sich nicht mehr wehrte und seine Bewegungen erschlafften. Noch schlimmer waren seine Augen, die im Todeskampf aus dem Kopf zu treten schienen und das kleine Maul mit den spitzen Zähne, das ebenso verzweifelt wie

vergebens nach Luft schnappte.

PAPU!, schrie Parian in Gedanken. Er schloss die Augen, konzentrierte sich auf den kleinen Freund, dachte an einen ruhigen Ort und teleportierte. Als er die Augen wieder öffnete, lag Papu neben ihm auf der Erde. Da er nicht mehr atmete blies Parian ihm vorsichtig Luft in die Nase, bis sich die blaue Brust endlich wieder von alleine hob und senkte. Nach einer Weile schlug Papu die Augen auf. Ängstlich sah er Parian an.

„Hab keine Angst, mein Kleiner“, versuchte Parian den zitternden Affen zu beruhigen. „Der böse Mann wird dir nichts mehr tun, dafür werde ich sorgen. Bevor er dich noch einmal anfasst, muss er mich umbringen.“

Zärtlich hob Parian Papu auf seinen Schoß und ordnete das zerzauste Fell, während er seinen Blick nachdenklich über die nächtliche Stadt von Atlantis schweifen ließ. Noch war die Nacht nicht sehr weit fortgeschritten. Vereinzelt sah man das Licht einer Fackel durch die engen Gassen ziehen. Seufzend wandte er sich wieder an den Affen.

„Sieht so aus, als hätte ich endlich jemanden gefunden, der Rah’ùn genauso verdächtig findet wie ich.“ Der Affe gab einen zustimmenden Laut von sich. „Ich verstehe nicht, warum die anderen so blind sind. Ich muss natürlich zugeben, dass ich Ebô’ney immer noch liebe, und dass ich es alles andere als toll finde, wenn sie sich diesem Kerl so an den Hals wirft. Aber so ist das nun einmal, wir sind alle nur Reisende auf dem Pfad der Liebe und eines Tages werden wir uns auf diesen Reisen wieder sehen. Rah’ùn hat seine Ebô’ney wieder getroffen, da kann ich nun einmal nichts dran ändern. Aber mir deswegen vorzuwerfen, ich würde ihn nur deshalb nicht mögen, weil ich eifersüchtig auf ihn bin, das ist doch lächerlich. Weißt du, mein kleiner Papu, der Vorwurf an sich macht mir ja nichts aus. Vielleicht liegt ja auch ein bisschen Wahrheit darin verborgen. Aber dass es ausgerechnet Shah Rukh war, der mir das vorwarf, hat mich schon verletzt. Stell dir vor, ich musste mir von ihm sogar sagen lassen, wie toll Rah’ùn doch ist! Es wäre gelogen zu behaupten, dass mein Bruder und ich immer einer Meinung gewesen wären, aber...“

Parian barg sein Gesicht in dem weichen Fell des Affen. Es roch angenehm nach Tier und Wald und weckte in Parian den Wunsch einfach fortzulaufen. Wer hinderte ihn schon daran? Seine Freunde würden ihn bestimmt nicht vermissen, sie hatten doch jetzt den tollen Rah’ùn. Vielleicht sollte Parian auch auf Wanderschaft gehen. Er vermochte sich lautlos im Wald zu bewegen, zumindest überwiegend, war ein recht passabler Spurenleser, was sich mit ein bisschen Übung sicherlich noch verbessern ließ, und hatte einen Freund an seiner Seite, der einen Baumstamm schneller empor kletterte als man das Wort „Baumstamm“ überhaupt aussprechen konnte. Mit Papu könnte Parian an jedem Ort von Atlantis überleben, besaß der kleine Affe doch auch die geschickten Finger eines ausgezeichneten Diebes. Aber wollte er das wirklich?

„Wusste ich doch, dass ich dich hier finde.“

Erschrocken fuhr Parian zusammen. Er war so in Gedanken versunken gewesen, dass ihm gar nicht aufgefallen war, dass Saif sich neben ihn gesetzt hatte.

„Wie geht es Papu?“

„Er wird es überleben“, antwortete Parian leicht gereizt.

„Es war nicht richtig von Rah’ùn, dass er Papu umbringen wollte, nur weil er Ebô’ney erschreckt hat.“

Parian sah den Freund verwundert an. Es war das erste Mal, seit Rah’ùns Auftauchen, dass jemand etwas Negatives über ihn sagte.

„Schließlich wollte Papu sie nur ärgern.“

Saif reichte Papu die Hand. Mit einer leichten Verbeugung erwiderte dieser die Begrüßung. Ein

rascher Griff und er spielte vergnügt mit Saifs Sonnenbrille, die er wie üblich immer bei sich trug. Saif lachte laut, als Papu sie aufsetzte und beinahe von Parians Schoß gefallen wäre, weil er durch die dunklen Gläser nichts mehr sehen konnte. Sanft nahm Saif ihm die Brille wieder ab und hing sie zurück in den Ausschnitt seines Hemdes.

„Ich frage mich, wie du es geschafft hast Papu mit dir wegzuteleportieren. Das war bestimmt nicht einfach. Es scheint, als würden deine Kräfte immer stärker werden.“

Es tat so gut, endlich wieder ein freundliches Wort über sich selbst zu hören!

„Keine Ahnung, wie ich das geschafft habe. Wahrscheinlich haben meine Kräfte eine Art Panikknopf. Immer wenn ich sie besonders dringend brauche oder ein Artefakt mich ruft, funktionieren sie nahezu perfekt. Nur an der Pause nach dem sechsten Sprung scheine ich nichts ändern zu können.“

„Wer weiß, wofür es gut ist“ sagte Saif. „Komm, lass uns zu den anderen zurück gehen. Sie machen sich bestimmt schon Sorgen. Außerdem hat Rah’ün eine besonders spannende Geschichte versprochen, die möchte ich nicht verpassen.“

Der letzte Satz versetzte Parian einen Stich. Schon wieder Rah’ün! Konnte er dem Kerl denn niemals entkommen? Ernüchtert folgte er Saif. Sein bester Freund war also doch nicht wieder normal geworden...

„Hey! Wo seid ihr denn gewesen?“, rief Karan ihnen schon von Weitem zu. „Ihr habt die beste Geschichte eures Lebens verpasst!“

„Verdammt“, fluchte Saif und warf Parian einen merkwürdigen Blick zu, als wolle er sagen, das es allein die Schuld des Halbfelfens sei, dass er diese tolle Geschichte verpasst hatte.

„Mach dir nichts daraus, Saifu! Ich werde sie dir morgen noch einmal erzählen.“

Wer hatte Rah’ün erlaubt Saif bei seinem Spitznamen zu nennen?

„Dürfen wir dann auch nochmal zuhören?“, bettelten die anderen sofort.

„Nein, denn dann hättet ihr sie ja einmal öfter gehört als Saif. Aber wenn er sie auch kennt, dann erzähle ich sie euch allen zusammen vielleicht ein zweites mal.“

Parian setzte sich ein wenig abseits hin und kraulte Papu beruhigend den Rücken. Niemand schien sich um ihn zu kümmern, bis Ebô’ney plötzlich den Affen bemerkte, der friedlich in Parians Armen schlief. Sie gab einen spitzen Schrei von sich und klammerte sich hilfeschend an Rah’ün.

„Wie kannst du es wagen, dieses dreckige Flohkissen noch einmal in Ebô’neys Nähe zu bringen? Merkst du denn gar nicht, dass sie Angst vor ihm hat?“

„Du wagst es, Papu ein dreckiges Flohkissen zu nennen? Du kennst ihn doch gar nicht! Papu will doch nur mit ihr spielen. Er würde Ebô’ney niemals etwas zu Leide tun. Im Gegenteil! Hast du etwa schon vergessen, dass du ihm dein Leben verdankst?“ Wütend funkelte Parian erst Rah’ün, dann Ebô’ney an.

„Ich denke, es wäre besser, wenn du dieses dreckige Flohkissen entfernst“, versuchte Saif die Harmonie wieder herzustellen. Parian war entsetzt, dass der Freund Rah’üns Wortwahl aufgriff. Der kalte Tonfall wies darauf hin, dass er es ernst meinte. Wo war das Verständnis für Papu geblieben, dass Saif noch auf dem Aussichtsplatz gezeigt hatte? Erinnernte Saif sich nicht mehr an den Spaß, den er mit Papu im Dorf der Sea’ams gehabt hatte? Oder daran, wie sehr ihnen der kleine, blaue Affe in den Bergen geholfen hatte? Welchen Bann übte Rah’ün über seine Freunde aus?

Traurig nahm Parian einen Teller Obst an sich und kehrte den Freunden den Rücken zu. Niemand hielt ihn auf, niemand rief ihn zurück, niemand hatte ein Wort des Abschieds für ihn. Parian fühlte sich einsamer denn je, als er mit Papu in die Nacht hinaus ging.

„Darf ich dich etwas fragen?“

Nemo schlug den weißen Läufer mit seiner schwarzen Dame.

„Schach“, verkündete er. „Was möchtest du denn wissen?“

Billî warf einen betrübten Blick auf das Schachbrett. Die Lage seines Königs wirkte ähnlich aussichtslos wie die der Insel.

„Mir ist aufgefallen, dass wir eine ungewöhnlich hohe Anzahl Gäste auf der Insel haben. Shah Rukh, Saif und Karan erklären sich ja von selbst. Aber was ist zum Beispiel mit diesem Boxer? Er war übrigens nicht der einzige, der mir in Agadîr aufgefallen ist. Ich kenne dich lange genug um zu wissen, dass dieses Verhalten nicht deinen Gewohnheiten entspricht.“

Billî schob einen Turm zwischen seinen König und Nemos Dame. Damit war seinem König zwar nur bedingt geholfen, denn wenn Nemo den Turm schlug, stand seine Dame dem weißen König diagonal gegenüber, aber Billî hoffte, dass Nemo das Pferd übersehen würde.

„Es sind über zwanzig Gäste plus Shah Rukh und seine Freunde. Du musst wissen, dass ich schon eine ganze Weile spüre, dass es mit Atlantis bergab geht. Ich hatte gehofft, dass die Gäste Atlantis mehr Kraft geben würden. Doch das war wohl leider ein Trugschluss. Schach.“

Billî jubelte innerlich, als Nemo tatsächlich seinen Turm schlug. Ohne zu überlegen zog er mit dem Springer, nur um ihn kurz darauf an einen Bauern zu verlieren.

„Schach“, verkündete Nemo erneut.

Jetzt kam Billî ins Schwitzen. Vier Züge später war er schachmatt.

„Du hast gut gekämpft, mein Kater. Es dauert bestimmt nicht mehr lange, und du wirst mich schlagen können. Und jetzt erzähle mir, wie es Rah’ûn geht.“

„Gut. Er macht sich so nützlich, dass Soniye kürzlich fragte, was wir so lange ohne ihn gemacht haben.“

„Es ist bestimmt nicht leicht für Parian, Ebô’ney mit ihm teilen zu müssen.“

„Das kannst du laut sagen. Parian fragt einen nach dem anderen, warum wir Rah’ûn so gern haben. Manchmal frage ich mich, ob er eifersüchtig ist.“

„Um ehrlich zu sein, habe ich mir bereits die gleiche Frage wie Parian gestellt. Ich meine, was wissen wir schon über Rah’ûn? Niemand kennt seine Eltern, weiß, woher er kommt. Vor tausend Jahren war er einfach da. Ein Bengel aus den Tiefen des Waldes, mit einer ausgesprochen stark ausgeprägten Begabung im Spurenlesen und Jagen. Auch ich habe mich sofort zu ihm hingezogen gefühlt, ohne genau sagen zu können, warum. Seltsamerweise kamen mir die Zweifel erst, als er schon lange wieder im Wald verschwunden war.“

„Du fängst schon genauso an wie Parian“, beschwerte sich Billî. „Rah’ûn ist einfach ein netter Kerl, der wahnsinnig gute Geschichten erzählen kann. Warum sollten wir ihn also nicht mögen?“

Billî stellte die Schachfiguren wieder auf und hoffte, dass das Thema damit beendet war. Er mochte es ganz und gar nicht, sich für seine Zuneigung zu Rah’ûn rechtfertigen zu müssen. Es war schon lästig genug, wenn Parian ständig danach fragte und jetzt fing Nemo auch noch damit an! Er bemerkte nicht, dass Nemo immer schweigsamer und nachdenklicher wurde und im Spiel einen Fehler nach dem anderen machte. Endlich gelang es Billî, den Herrscher der Insel schachmatt zu setzen.

Papu wurde Parians ständiger Begleiter und der einzige Freund, den Parian noch zu haben schien. Eines Abends, nicht lange nach dem Vorfall im Pavillon, saßen Parian und Papu unter einem Baum im Wald. Es war ein Baum, wie es viele auf Atlantis gab. Warf man seine Nüsse ins Feuer erhielt man eine sehr schmackhafte Delikatesse, die um so beliebter war, weil es sehr schwer war die Nüsse zu pflücken. Wartete man, bis sie auf den Boden fielen, hatten sie bereits viel von ihrem Aroma verloren. Papu hatte einen großen Sack dieser Nüsse für Parian gepflückt. Jetzt ruhte er sich ein wenig aus, bevor sie sich auf den Weg zurück ins Dorf machen wollten. Etwas zog Parian an den Haaren und lag schwer auf seinem Mund. Erschrocken öffnete er die Augen. Die Nacht war bereits hereingebrochen. Offensichtlich war seine Pause doch etwas länger geworden als ursprünglich geplant. Das Etwas in seinem Gesicht stellte sich als Papus Pfote heraus. Parian wollte fragen, warum der Affe ihm den Mund zugehalten hatte, da bemerkte er es auch. Jemand kam näher. Er bewegte sich so leise durch den Wald, dass Parian ihn zunächst für einen Elfen hielt. Doch dann erkannte er die Waffe, die der Fremde über der Schulter trug. Auf den ersten Blick wirkte sie wie ein normaler Bogen. Doch auf den zweiten Blick sah man, dass die Enden des Bogens seltsam aussahen. Parian wusste, dass sich gefährlich scharfe Messer darin befanden, die Rah'ın mit einer einzigen Bewegung aktivieren konnte.

„Was soll das, lass mich los!“, flüsterte Parian leise. „Hör auf so an mir herumzuzerren, Papu. Ich werde ihm nicht folgen!“

Der Affe gestikulierte wild.

„Nein Papu! Wenn wir dabei erwischt werden, dann verliere ich noch den letzten Respekt, den meine Freunde für mich haben. Sie werden mich zurechtweisen... Natürlich will ich wissen, was der Kerl jede Nacht im Wald macht. Aber ich kann ihm nicht folgen. Er ist der beste Spurenleser, den es gibt. Er könnte selbst meinen ehemaligen Clan aufspüren, wenn er wollte. Und ich bin längst nicht so gut im Anschleichen wie meine Verwandten.“

Papu gestikulierte immer heftiger und schließlich gingen Parian die Argumente aus. Seufzend folgte er Rah'ın, den er so gerade eben noch in der Dunkelheit ausmachen konnte. Insgeheim hoffte er natürlich im Wald etwas zu entdecken, dass Rah'ın vor all seinen Freunden diskreditieren würde. Ihm war bewusst, dass er sich nicht dabei erwischen lassen durfte. Denn wenn dort im Wald nur etwas Harmloses lauern sollte, dann stand Parian reichlich dumm da. Ein Ast knackte leise unter seinen Füßen und Parian erstarrte. Geistesgegenwärtig teleportierte er sich ein paar Meter weiter auf eine Lichtung. Mit klopfendem Herzen sah er zu, wie Rah'ın den Weg zurücklief und sich suchend umsah. Verdammt, warum war er nicht so gut wie die anderen in seinem ehemaligen Clan? Rah'ın suchte mehrere Minuten lang nach einer verdächtigen Spur. Es war wohl Parians Glück, dass es wenig später nicht weit von Rah'ın entfernt noch einmal knackte. Rah'ın, der dem Versteck bereits gefährlich nahe gekommen war, wandte sich ab und entdeckte einen Dachs.

„Alter, du beginnst Gespenster zu sehen“, murmelte Rah'ın erleichtert. „Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass mich jemand verfolgt. Sehr merkwürdige Sache, wirklich, sehr merkwürdig.“

Jetzt war Parian natürlich noch vorsichtiger. Anstatt Rah'ın offen zu folgen schlich er von Baum zu Baum und achtete darauf, nicht zu viele Spuren zu hinterlassen. Denn Rah'ın würde am nächsten Morgen garantiert den Weg absuchen. Jedes mal wenn sich der andere umdrehte, glaubte Parian zu sterben, so stark klopfte sein Herz. Hätte Rah'ın so scharfe Sinne gehabt wie ein Elf, er hätte Parians Herzklopfen mit Sicherheit deutlich gehört.

Endlich erreichten sie ihr Ziel. Doch was Parian da sah, enttäuschte ihn zutiefst. Vor Papu und

ihm lag nichts weiter als eine schäbige Laubhütte, wie sie selbst ein so ungeschicktes Kind wie Parian einst gewesen war, viel besser hätte bauen können. Auf dem Boden lag ein undefinierbarer Haufen. Parian vermutete, dass es irgendwelche Felle waren. Der Geruch, der davon ausging beleidigte seine Nase. Entsetzt sah er zu, wie Rah'ün sich darauf zur Ruhe legte. Sie warteten noch, bis er leise schnarchte, dann teleportierte Parian an seinen Lieblingsplatz. „Siehst du Papu, jetzt wissen wir, wohin Rah'ün jede Nacht verschwindet. Zum Glück weiß niemand, dass wir dort gewesen sind. Stell dir mal vor, wie peinlich das für uns gewesen wäre!“

Nemo hörte den Bittstellern geduldig zu. Es handelte sich um die übliche Streitigkeiten, wie sie jeden Tag auf Atlantis vorkamen. Ein Bauer, der dem Nachbarn vorwarf den Grenzstein zu seinen Gunsten verschoben zu haben. Selbstverständlich behauptete der Nachbar das gleiche vom Bauern. Die Magd, die klagte, ihre Herrin habe ihr das Kind geraubt, weil sie selbst keine Kinder haben könne, war da schon etwas anderes. Der Fall war zum Glück eindeutig. Nemo wusste, dass blonde, hellhäutige Eltern niemals ein schwarzhaariges Baby mit brauner Haut haben konnten. Wenn die Herrin also nicht fremdgegangen war, dann musste das Kind der schwarzhaarigen Magd gehören. Damit es nicht zu weiteren Streitigkeiten kam, befahl Nemo der Herrin, ohne die Magd und das Kind nach Hause zurückzukehren. Die Magd würde in seinem Palast schon eine passende Arbeit finden.

Nemo atmete auf, als der letzte Bittsteller endlich gegangen war. Denn obwohl er sich im Moment deutlich besser fühlte, war er dennoch viel zu schwach, um lange auf den Beinen zu bleiben. Er freute sich bereits auf sein Bett, als ein Mann in den Saal gestürmt kam. Nemo erkannte in ihm einen Bauern, der mit Meer befreundet gewesen war und in der Nähe der Stadt seinen Hof hatte. Wenn Nemo sich recht entsann, dann hatte Parian jenen Wanderer, der ihm und Shah Rukh erstmals von den seltsamen Vorfällen auf Atlantis berichtet hatte, zu seinem Hof geschickt.

„Herr“, rief der Mann atemlos, „das Böse hat auf Atlantis Einzug gehalten! Etwas hat mein Vieh grausam zugerichtet. Nicht eine einzige Kuh hat überlebt.“

„War dein Vieh wohlgenährt und kräftig? Ich weiß, dass in deiner Gegend das Land von der magischen Dürre befallen ist. Vielleicht haben Wölfe oder wilde Hunde...“

„Verzeiht Herr, aber das waren keine Wölfe. Ich habe meinen Hof oft genug gegen Wölfe verteidigt. Auch wilde Hunde sind mir nicht neu. Das, was mit meinem Vieh geschehen ist, habe ich noch nie gesehen. Selbst wenn ein ganzes Rudel Wölfe von der Tollwut befallen wäre, würden sie nicht eine ganze Herde sinnlos morden“

„Hast du denn nichts gehört oder gesehen? Gab es Spuren?“

„Es geschah auf meiner entlegensten Weide, Herr. Ich musste mein Vieh weit in die Berge treiben, um eine Weide zu finden, die saftig genug ist, um es bei Kräften zu halten. Deswegen habe ich nichts gehört. Spuren gab es leider auch keine. Das Vieh muss in Panik geraten sein. Der Boden ist wie umgepflügt.“

„Im Dorf der Katzen befindet sich zur Zeit ein sehr guter Spurenleser. Er ist vielleicht der beste von Atlantis. Ich werde ihn rufen lassen. Wenn jemand eine Spur finden kann, dann er.“

„Danke, Herr.“

Rah'ün verließ das Dorf der Katzen im Auftrag Nemos. Und plötzlich normalisierte sich auch das Verhalten der Freunde wieder ein wenig. Je länger Rah'ün fort war, desto weniger sprach man von ihm. Das bestärkte Parian in der Annahme, dass etwas mit dem Kerl nicht stimmte, aber er hütete sich, den unerwarteten Frieden zu stören. Er würde noch genug zu leiden haben, wenn Rah'ün wieder ins Dorf zurückkehrte. Einzig Ebô'ney hatte nicht vergessen, wie schlecht Parian sich mit Rah'ün verstand und verhielt sich weiter abweisend und schroff. Parian versuchte sich einzureden, dass ihm das egal sei. Vielleicht lag es ja auch nur daran, dass Papu ihm weiterhin nicht von der Seite wich.

Gerade hatte er wieder einen Streit mit Ebô'ney gehabt. Selbstverständlich war es um Papu gegangen, der sich vor den lauten Stimmen in den Wald geflüchtet hatte. Aus Angst, der kleine Affe könne sich erneut aus dem Staub machen und Parian das letzte Wesen verlieren, dass vorbehaltlos zu ihm hielt, machte er sich auf die Suche, kaum dass er die keifende Ebô'ney endlich losgeworden war. Papus Namen rufend, rannte der Halbelf durch den Wald, als plötzlich alle Gedanken aus seinem Kopf wichen. Er spürte, wie etwas an ihm zog und das nächste, was er wahrnahm war ein Baum, der seinem Kopf im Weg stand. Die Wucht, mit der er gegen den Baum gerannt war, warf Parian zu Boden. Etwas Warmes lief ihm über Stirn und Nase.

„Das hätte ich mir ja denken können, dass mal wieder alles deine Schuld ist!“

Auch das noch! Wo kam denn Ebô'ney jetzt her? War sie nicht in die entgegengesetzte Richtung gerannt?

„Warum hast du mich hierher gebracht? Und hättest du mich nicht vorwarnen können?

Deinetwegen bin ich hingefallen und habe mir weh getan. Und sieh doch nur, wie ich aussehe!“

Vorsichtig hob Parian den Kopf. Er wartete, bis sich sein Blick auf Ebô'ney fokussierte und die Welt endlich aufhörte sich zu drehen. Ein großer Schlammfleck bedeckte das ehemals weiße Kleid. Der Halbelf stammelte eine kurze Entschuldigung.

„Mehr hast du dazu nicht zu sagen?“

Parian hob abwehrend die Hände und legte einen Finger auf die Lippen.

„Bitte nicht so laut“, wisperte er.

Erst jetzt bemerkte Ebô'ney seine Verletzung und das Blut am Baumstamm.

„Lass mal sehen“, sagte sie bedeutend leiser. „Das haben wir gleich.“

Sie entfernte sich und Parian atmete erleichtert auf. Endlich Ruhe! Doch da kam Ebô'ney schon wieder zurück.

„Dieses Moos wird helfen die Blutung zu stillen. Und wenn du diese Rinde kaust, werden sich auch deine Kopfschmerzen bessern. Du hast das nicht absichtlich gemacht, oder?“

Das Moos auf seiner Stirn fühlte sich angenehm kühl an. Ihre Stimme war so unglaublich sanft!

Er hätte ewig so sitzen und sich von ihr verarzten lassen können.

„Was soll ich gemacht haben?“, nahm er das Gespräch wieder auf, bevor sein Schweigen peinlich wurde.

„Die Teleportation.“

„Ich bin teleportiert?“

„Nicht du, *wir*“, korrigierte sie ihm. „Du hast es nicht einmal bemerkt?“

„Ich weiß nur, dass mein Kopf plötzlich wie leer gefegt war und im nächsten Augenblick gegen diesen Baum knallte. Heiliges Atlantis!“

„Was?“

„Warum ist mir das nicht gleich aufgefallen?“

„Was?“, wiederholte Ebô'ney gereizt.

„Na, diese Leere in meinem Kopf, das Ziehen in eine bestimmte Richtung, das Gefühl als würde

jemand nach mir rufen. Wir müssen uns in der unmittelbaren Nähe eines Artefaktes befinden!“ Parian sprang auf die Füße und geriet ins Taumeln. Diesmal war er sehr dankbar für den Baum in seiner Nähe.

„Ich vermute, dass du eine Gehirnerschütterung hast. Du solltest dich auf jeden Fall so schnell wie möglich bei den Katzen blicken lassen. Du hast doch noch eine Teleportation für den Weg nach Hause übrig, oder?“

Parian überlegte kurz. „Ja, zwei habe ich noch. Aber erst müssen wir das Artefakt finden!“

„Und wie?“

„Es muss hier ganz in der Nähe sein.“

Parian schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Artefakt. Zu seiner Überraschung konnte er auch tatsächlich etwas spüren. Etwas rief ihn. Je nachdem, in welche Richtung er sich wandte, vernahm er den Ruf leiser oder lauter. Vorsichtig und mit geschlossenen Augen bewegte er sich zwischen den Bäumen. Am Ende war er sich ganz sicher.

„Das Artefakt ist genau hier!“, rief er und zeigte auf einen mächtigen Baum. „Und zwar ungefähr auf Höhe des gegabelten Astes dort oben.“

„Ich sehe aber nichts.“

„Kannst du auch nicht. Ich glaube, das Artefakt befindet sich im Baum. Wir brauchen eine Axt. Was ist denn daran bitte schön so lustig?“

„Du willst *diesen* Baum fällen?“, hakte Ebô'ney nach.

„Ja.“

„Das kannst du nicht.“

„Willst du etwa das Wohl des Baumes über das Wohl von Atlantis stellen? Wenn du willst können wir das Holz ja mitnehmen. Es macht sich bestimmt gut beim Bau der neuen Hütten. Dann ist der arme Baum wenigstens nicht umsonst gestorben.“

„Ach was, darum geht es doch gar nicht. Ich weiß selbstverständlich, dass das Wohl von Atlantis viel wichtiger ist, als das Wohl eines einzelnen Baumes.“

„Dürfte ich dann bitte sehr den Grund deiner Heiterkeit erfahren?“ Parian klang gereizt.

„Man merkt, dass du keine Ahnung von Bäumen und dein Dorf selten verlassen hast. Der Baum, den du mal eben fällen möchtest, ist eine Diamanteiche. Drei mal darfst du raten, warum sie den Namen des härtesten Edelsteins von ganz Atlantis trägt.“

„Das heißt, wir können sie nicht fällen?“

„Wenn du dir hundert Jahre Zeit nimmst, genügend gute Äxte hast und diese nach jedem einzelnen Schlag nach schärfst, dann hast du vielleicht eine Chance, aber auch nur, wenn du ununterbrochen auf den Stamm schlägst.“

„Aber das Artefakt ist in diesem Baum versteckt und wir müssen es irgendwie daraus bekommen.“

„Kannst du nicht deine besondere Gabe nutzen?“

„Danke, so schlau war ich auch schon. Ich bekomme das Artefakt nicht zu fassen. Ich weiß nicht wie es aussieht oder wo genau im Baum es sich befindet.“

„Du wusstest auch nicht, wo ich mich befand, als du mich mit hierherteleportiert hast“, gab Ebô'ney zurück.

„Das war ja auch etwas anderes. Es hat funktioniert, weil...“

„Ja?“

Parian schwieg. Er hatte sagen wollen, dass er den Erfolg in ihrer besonderen persönlichen Beziehung vermutete. Da er jedoch ahnte, dass er Ebô'ney damit verärgern würde, schwieg er lieber.

„Du bist bereits ein paar mal mit mir teleportiert“, sagte er stattdessen. „Außerdem wurde diese Teleportation vom Artefakt initiiert. Es muss also einen ganz besonderen Grund haben, dass du jetzt hier bist.“ Parian stöhnte leise und Ebô'ney reichte ihm noch mehr von der Baumrinde.

„Danke“, murmelte er. Kauend dachte er darüber nach, wie Ebô'ney ihm helfen konnte das Artefakt zu bergen.

„Hast du schon einmal einen Gegenstand bewegt, den du nicht sehen konntest?“

„Das ist eine meiner leichtesten Übungen!“ Zack! Da war sie wieder. Diese verfluchte Überheblichkeit. Sie war der einzige Wesenszug, den Parian an Ebô'ney nicht ausstehen konnte.

„Wenn du das Artefakt im Baum ausmachen könntest, dann hätten wir vielleicht eine Chance. Du musst es mir so genau wie möglich beschreiben. Ich muss wissen, wie es aussieht und wo es sich genau befindet. Wenn wir dann unsere Kräfte verbinden, haben wir eventuell eine Chance.“

Ebô'ney nickte. Jetzt war es an ihr sich zu konzentrieren.

„Ich kann es sehen!“, verkündete sie nach banger Minuten erleichtert. „Es handelt sich um einen silbernen Armreifen. Es ist der Armreifen einer Frau, etwa so groß.“ Sie deutete die Größe mit ihren Fingern an ohne die Augen zu öffnen. „Es ist ein relativ schwerer Armreifen, zwei Finger breit und einen halben Finger dick. Es ist ein Muster in ihn eingraviert, es erinnert an Sanduhren. Sie liegen nebeneinander auf dem Armreifen, der Sand ist abwechselnd entweder oben oder unten. Er liegt genau in der Mitte des Stammes, da, wo der gegabelte Ast in den Baum übergeht.“

Sie griff nach seiner Hand. Und plötzlich konnte auch er den Armreifen sehen. Er sah genauso aus, wie sie ihn beschrieben hatte. Es gelang ihm, mit ihrer Hilfe, das Schmuckstück aus dem Baumstamm zu teleportieren. Erschöpft aber glücklich fing Parian das Artefakt mit der Hand auf und brachte sie zurück ins Dorf der Katzen.

Auf Ebô'neys Drängen suchte er das Krankenhaus auf, wo Mahi nicht nur seine Platzwunde auf der Stirn sondern auch die Gehirnerschütterung heilte. Nur zu gerne befolgte er ihren Befehl, sich in eines der Betten zu legen und die Nacht über im Krankenhaus zu bleiben. Kaum berührte sein Kopf das Kissen war er auch schon eingeschlafen.

Tödliche Schönheit

Mit einer Tasse heißem Tee und einem dicken Buch, das den Titel *Abelard und Heloise – ein Briefroman von Johann Paul Friedrich Richter* trug, machte er es sich in dem breiten Sessel bequem. Das Feuer prasselte neben ihm im Kamin und spendete wohlige Wärme, die sich schnell im Zimmer ausbreitete, um dann durch den schmalen Spalt des geöffneten Fensters aus dem Haus zu strömen. Er hörte den ihm vertrauten Gesang der Grillen, das metallene Geräusch der durch den Wind aneinanderschlagenden Werkzeuge im Stall und das rhythmische Schlagen der Hufe von Schafen auf dem trockenen Sandboden.

Mit einer geschickten Handbewegung hatte er eine kleine Lesebrille aus seiner Hosentasche gezogen und auf die große, breite Nase gesetzt. Er musste sich die letzten grauen Haarsträhnen, die er noch besaß, aus dem Gesicht streichen und die von der harten Arbeit am Tag schmutzig gewordenen Hände an einem dünnen Tuch abwischen, bevor er das Buch öffnen konnte. Das leise Seufzen seiner schlafenden Frau drang aus einem Nebenzimmer und er musste kurz schmunzeln. Ein alter Mann war er geworden, mit schütterem Haar, Falten im Gesicht und einer Lebenseinstellung, die eher der eines Faultieres entsprach als der eines Raubtieres. Seine Jugend hatte er lange hinter sich gelassen, genauso wie die vielen Abenteuer auf den langen Viehtrieben durch die Wälder und Felder von Atlantis. Nur seine Frau war in seinen Augen diejenige geblieben, die er einmal kennen und lieben gelernt hatte. Sie und die kleine Schafsherde draußen auf der Weide vor dem Farmhaus waren alles, was ihm von seinen jungen Tagen geblieben war. Er beklagte sich nicht, sein neues Leben war gemütlich und er genoss die ruhigen Abende vor dem Kamin, in denen er sich in zahlreiche, von großartigen Menschen geschriebene Geschichten vertiefen konnte. Der Duft nach frischem Tee ließ seine Muskeln entkrampfen, ließ ihn zur Ruhe kommen nach einem harten Arbeitstag auf dem Feld.

Er zündete den Docht in der Öllampe neben sich an, rückte die Brille auf dem Nasenrücken zurecht und schlug die erste Seite des Buches in seiner Hand auf.

Während er las, hörte er auf das beruhigende Schlagen der Hufen seiner Schafe. Der Rhythmus sagte ihm zu jeder Zeit, wo und in welchem Zustand sich die Tiere befanden. In den Jahren, seit er sich der Landwirtschaft verschrieben hatte, hatte er gelernt, instinktiv seine Schützlinge einschätzen zu können, eine Fähigkeit, die er oft bei Viehtrieben benötigt und die sowohl das Leben der Tiere, als auch sein eigenes Leben mehr als einmal bewahrt hatte. Manchmal, wenn er Nachts im Bett lag, dann benötigte er die Geräusche der Tiere, um einschlafen zu können. Vor seinen Augen konnte er das Feld sehen und die Schafe, wie sie gemächlich grasten oder miteinander spielten, Rangordnungen verteidigten oder am Rand der Weide am großen Zaun entlang liefen und nach einem Weg in die Freiheit suchten. Er kannte sowohl die Verhaltensweisen der Tiere am Tag, als auch in der Nacht und bei Gefahr.

Als er die fünfte Seite seines Buches erreicht hatte, blickte er plötzlich auf.

Den Atem anhaltend, hörte er auf die Geräusche außerhalb des Hauses. Der Hufschlag der Schafe hatte sich verändert. Es hörte sich nicht mehr rhythmisch an. Er schloss die Augen, malte das Feld in seinen Gedanken und ordnete die Geräusche den Tieren zu. Was er sah machte ihn nervös. Die Schafe schienen sich in der Mitte des Feldes zu einer großen Masse zusammen zu drängen. Er hörte das Aneinanderreiben der Wolle, das Schaben der Hufe auf dem Boden, wenn die Tiere sich noch enger aneinander drückten, die leisen, wimmernden Laute aus ihren Kehlen. Als er sich noch fragte, was vor seinem Haus passierte, wurden die Geräusche seiner Schützlinge plötzlich lauter. Als hätte es ein stummes Kommando gegeben, gab es ein ohrenbetäubendes, wehklagendes Stöhnen, das wie ein Todesschrei klang und ihn zusammenzucken ließ, dann war

es mit einem mal still.

Keine Hufe waren zu hören, keine Grillen zirpten, nur der Wind ließ weiterhin die Werkzeuge im Stall gegeneinander schlagen.

Ohne zu zögern sprang er auf. Dabei warf er die Tasse mit dem Tee zu Boden, wo sie in Tausende Scherben zersprang. Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich und seine Frau erschien verschlafen ihm Türrahmen. Sie beschwerte sich über den Lärm, doch er ignorierte sie, griff sich seine Jacke und befahl ihr in harschem Tonfall, aus dem man seine Panik heraus hören konnte, zurück in ihr Zimmer zu gehen und sich wieder schlafen zu legen. Dann nahm er eine Laterne und trat auf die Veranda des alten Farmhauses in die kühle Nacht hinaus. Als die Dielen unter seinen Füßen laut knarrten, blieb er wie angewurzelt stehen. Noch einmal hielt er den Atem an und lauschte in die Nacht hinein, suchend nach irgendeinem vertrauten Geräusch. Doch da war nichts außer dem Pochen seines Herzens und dem Blut, das geräuschvoll durch seine Adern strömte. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, als Angst durch seine Adern kroch. Er hob die Laterne über seine Augen, damit der Lichtkegel den schmalen Pfad zur Weide vor dem Haus erleuchtete. Das metallene Klappern des Gegenstandes, durch das Zittern seiner Hand hervorgerufen, machte ihn nervös, sodass er die Laterne wieder sinken ließ. Er versuchte in der Dunkelheit die Umrisse seiner Tiere ausfindig zu machen, doch vor ihm erstreckte sich nichts weiter als ein tiefschwarzes Meer.

Mit vorsichtigen Schritten und zitternden Knien verließ er die Veranda und trat den Weg zur Weide an. Sein Blick flog schnell durch die Dunkelheit, doch er konnte kaum etwas erkennen, bis auf die Umrisse ein paar einzeln stehender Bäume. Der Himmel war sternenlos, selbst der Mond war nicht zu sehen, die Schwärze der Nacht schien ihn zu umschleichen. Mit jedem Schritt und jedem Ast, der unter seinen Füßen zerbrach und jedem Rascheln des Grases, dass er verursachte, erstarrte er von neuem. Er hatte eine Vermutung, was geschehen war, doch er versuchte es zu verdrängen. Es lag Gefahr in der Luft und alles in ihm schrie danach sofort umzudrehen und erst am Morgen nach den Tieren zu sehen. Doch er konnte nicht. Sein Instinkt sagte ihm, dass etwas nicht stimmte und dem musste er auf den Grund gehen. Seine Frau konnte in Gefahr sein und er auch, solange er nicht wusste, mit was er es an diesem Abend zu tun hatte. Wie es um seine Tiere stand war ihm noch unklar, doch er ahnte, dass etwas Schlimmes mit ihnen passiert war. Eine ganze Herde Schafe schlief nicht, es gab immer Bewegung in der Herde, doch nun war es totenstill. Als ein Windhauch in seine Richtung wehte, drang ihm der Geruch von frischem Blut in die Nase. Obwohl ihn die Angst lähmte, sein Herz zu explodieren und die Panik ihn zu verschlucken schien, beschleunigte er seine Schritte. Er stolperte über einen großen Stein, dabei zeriss er sich sein Hemd und seine Hose, er spürte, wie eine heiße Flüssigkeit sein Bein entlang floss. Dennoch rappelte er sich hoch und rannte bis zum Holztor der Weide. Er brauchte nicht lang um es zu öffnen, stolperte auf die Mitte der Weide zu.

Ein erstickter Schrei entwich ihm. Er musste sich die Hand auf den Mund pressen, um den Würgereiz zu unterdrücken. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Was sich vor ihm erstreckte war so unvorstellbar grauenvoll, dass er sich davon weggehen musste. Sein Atmen war nur noch ein Keuchen, seine Brust fing an zu schmerzen und er hatte das Gefühl, etwas zöge ihn nach unten, drückte ihm auf die Lungen und schnürte ihm die Kehle zu. Er zwang sich dazu, sich wieder umzudrehen. Ein erneuter Blick auf das Grauen vor ihm ließ ihn auf die Knie sinken. Noch nie hatte er so etwas gesehen. Er konnte sich nicht einmal im Traum ausmalen, wie das passiert war oder wer es gewesen war. Es brach ihm das Herz seine Tiere, seine Schützlinge, zu sehen – oder besser gesagt das, was noch von ihnen übrig war. Sein ganzer Körper zitterte, er musste die Laterne auf den Boden abstellen, so laut wurde das Geräusch des Metalls. Ein

erneuter Würgereiz überkam ihn, als er die Überreste der Schafe sah. Er erbrach sich bei ihrer Ansicht. Er war sich sicher, dass er nie den Anblick ihrer ausgeweideten Körper, der aufgeschlitzten Kehlen, der vor Angst weit aufgerissenen, toten Augen und die schlaff aus dem Maul hängenden Zungen vergessen würde. Überall sah er nur Blut, verdrehte oder ausgerissene Körperteile.

Ohne es zu wollen sank er in sich zusammen. Sein Wimmern wurde immer lauter, ungehört in der Stille der Nacht.

Als es hinter ihm raschelte, fuhr er erschrocken hoch. Was immer auch seine Schafe getötet hatte ... es war noch in der Nähe.

Schnellen Schrittes eilte Bhoot durch die Gänge des Kristallpalastes. Sein Fell war zerzaust und er sah verschlafen aus, doch sein Blick war hochkonzentriert. Die Tatsache, dass Nemo ihn mitten in der Nacht zu sich bat, war mehr als beunruhigend. Seit Esme trüchtig war, hatte Nemo ihn nicht mehr für irgendwelche Angelegenheiten eingespannt. Der Inder hatte ihn sich um Esme kümmern lassen und sich an seinen Bruder Billî gewendet, wenn es Probleme gegeben hatte. Das Nemo ihn nun zu solch einer Zeit brauchte, machte Bhoot nervös. Irgendetwas war vorgefallen, etwas Schlimmes, was den Inder veranlasst hatte, sich speziell an ihn zu wenden. Was immer es auch war, es war bedeutend für Atlantis.

Bhoot zwang sich dazu seine Schritte noch weiter zu beschleunigen. Seine Gedanken rasten, malten sich Szenarien aus, die er in seinen schlimmsten Alpträumen nicht hätte erleben wollen. Es war ein beklemmendes Gefühl nicht zu wissen, was vorgefallen war, aber im gleichen Atemzug den Drang zur Unwissenheit zu haben. Der Kater wollte zurück in seine heile Welt, in der seine Brüder, seine Frau und seine ungeborenen Kätzchen in Sicherheit aufwuchsen, in der es keine Gefahren gab, alle sich verstanden und die Insel und besonders Nemo nicht dem Untergang geweiht waren. Doch so sah die Realität nicht aus. Am liebsten hätte er geschrien, um sich geschlagen und die Welt verflucht für alles Schlechte, doch ihm war bewusst, dass das keinen Sinn machen würde. Es gibt für alles eine Lösung, für alles einen Ausweg, sagte Bhoot in Gedanken ununterbrochen zu sich selbst. Eine kleine Geste, die ihn nicht verzweifeln lassen sollte, obwohl er schon seit langem nicht mehr daran glaubte.

Was war passiert, dass Nemo ihn brauchte? Welche schlimmen Dinge konnte es geben, dass sein Bruder nicht dazu in der Lage sein würde sie zu lösen, sie zu überstehen? Konnte *er* überhaupt solche Sachen verarbeiten? War er bereit dazu? War er so ein starker Kater, dass er alles sehen und erleben konnte, ohne auch nur einen seelischen Kratzer davon zu tragen? Bhoot wusste die Antwort und sie gefiel ihm nicht. Genauso wusste er, dass er als Nemos Nachfolger versagen würde. Die Insel würde untergehen – und sie alle mit ihr.

In nur wenigen Minuten hatte der Kater das Krankenzimmer des Palastes erreicht. Er wollte gerade eintreten, als Nemo das Zimmer verließ und ihn auf den Gang drückte. Im matten Schein des Lichtes konnte Bhoot den Inder nicht richtig erkennen, doch anhand seiner leicht gebückten Haltung und der Schwerfälligkeit seiner rauen Stimme erkannte er, dass es Nemo nicht besonders gut ging.

„Bhoot, es tut mir leid, dass ich dich zu so später Stunde zu mir bitten muss, aber es ist ernst.“ Der Kater legte seine Pfoten auf Nemos Schultern und blickte ihm in die glanzlosen Augen.

„Was ist passiert? Geht es dir gut?“, fragte der Kater besorgt.

„Es geht nicht um mich. Auch wenn ich krank bin und meine Zeit bald abgelaufen sein wird, gibt

es wichtigere Dinge. Etwas Schreckliches ist geschehen. So schrecklich, dass ich selbst nicht weiß, wie ich damit umgehen soll.“

Bhoot warf einen Blick auf die geschlossene Tür des Krankenzimmers.

„Was ist los? Wer ist da drin?“

„Atlantis ist gefährlich geworden Bhoot. Etwas treibt sein Unwesen und mordet. So etwas hat es noch nie gegeben.“

„Nemo, wer ist da drin?“, fragte Bhoot mit Nachdruck, „welches Unwesen?“

Der Inder hustete. Er kramte ein Tuch aus seinem Umhang und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn.

Dann sagte er mit zittriger Stimme und leerem Blick: „Ich habe Angst Bhoot. Ich habe Angst um die Bewohner von Atlantis. Es passiert alles so schnell. Ich kann nichts dagegen tun. Mein Körper zerfällt von Minute zu Minute, genau wie die Insel. Ich bin zu schwach, um etwas gegen das Unheil auszurichten.“

Bhoot schüttelte den Inder an der Schulter.

„Sag mir endlich was los ist! Wer ist in dem Raum?“

Nemo blickte den Kater an. Tränen quollen aus seinen Augen, liefen die glatten, fahlen Wangen hinunter.

„Geh rein und sieh es dir selbst an.“

Bhoot ließ Nemo los. Sein Blick fiel wieder zur Tür und er musste Schlucken, als es ihm die Kehle zuzuschnüren drohte. Wie in Zeitlupe griff er an den Knauf und öffnete die Tür. Sein Blick durchflog den Raum, dann drehte er sich um, machte so schnell er konnte die Tür wieder zu und stand wie erstarrt vor Nemo auf dem Gang.

Ein ersticktes „Oh mein Gott“, entrann ihm.

„Es ist grauenvoll, nicht wahr!“, stellte Nemo fest, seine Stimme hörte sich an, als hätte man ihn in einen Trancezustand versetzt, seine Augen waren leer auf einen Punkt an der Wand gerichtet.

„Wer ist das dort drin auf dem Bett? Und was ist mit ihm passiert? Wer hat ihm das angetan?“, brachte Bhoot mühsam hervor.

„Das ist Farmer Edwin“, begann Nemo, „er hat eine Farm im Westen der Insel. Dort hütet er schon seit zehn Jahren eine kleine Schafsherde. Er lebt mit seiner Frau ganz abgeschieden. Ich weiß nicht, was an diesem Abend geschehen ist. Er redet nicht.“

„Was soll das heißen er redet nicht? Er ist doch nicht etwa bei Bewusstsein?“, unterbrach Bhoot ihn entsetzt.

Nemo nickte mit dem Kopf.

„Ja, ist er. Mahi versucht alles, um es ihm zu erleichtern, doch irgendetwas hindert sie daran. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn bei vollem Bewusstsein zu behandeln. Er muss unglaubliche Schmerzen haben.“

Bhoot unterdrückte einen Welle von Tränen. Was er hörte, machte ihn wütend und traurig zugleich. Es war schrecklich zu wissen, dass ein Mensch litt und niemand etwas dagegen unternehmen konnte.

Nemo fuhr mit seinem Bericht in einem trockenen Tonfall fort.

„Seine Frau hat ihn hierher gebracht. Sie sagt, dass er jeden Abend vor dem Kamin sitzt und ein Buch liest. Sie hatte geschlafen. Erst als er Lärm verursacht hatte, sei sie aufgewacht. Er soll in Panik das Haus verlassen haben. Sie sei, so wie er es ihr angewiesen hatte, wieder in ihrem Zimmer verschwunden. Erst, als sie ihn hatte schreien hören, war sie nach draußen gerannt. Sie hat die Schafsherde tot aufgefunden, er war grauenvoll zugerichtet gewesen, schlimmer als das, was du jetzt gesehen hast. Sie hat sofort das nächstliegende Dorf benachrichtigt, dann ist sie mit

ihm zum Kristallpalast gefahren. Mahi versucht alles um seine Wunden zu heilen, doch es geht sehr langsam voran. Sie kann sich nicht erklären warum.“

Bhoot unterdrückte ein Wimmern. Er versuchte sich zusammen zu reißen und einen klaren Kopf zu bewahren.

„Weißt du, was es war ... oder wer es war?“, fragte er.

Nemo schüttelte den Kopf.

„Ich werde versuchen mit ihm zu reden.“

Nemo nickte, dann machte er eine Handbewegung in Richtung Tür.

Bhoot betrat das Zimmer so leise wie er nur konnte. Er bedeutete Mahi stumm, dass sie mit der Frau des Farmers das Zimmer verlassen sollte. Sie tat sofort, was er verlangte.

Als die zwei Frauen den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatten, warf Bhoot einen erneuten Blick auf den alten Farmer. Er war abscheulich zugerichtet. Der Kater war zwar nie in die Geheimnisse des Heilens eingewiesen worden, die über die natürliche Begabung der Katzenwesen hinausging, doch auch er konnte mit bloßem Auge erkennen, was man dem Mann angetan hatte. Beide Beine waren gebrochen und stark verdreht worden, als hätte man ihn über den Boden geschleift. Die Rippenknochen ragten aus dem Körper, die Arme waren schmutzverkrustet und überseht von riesigen, blauen Flecken. Überall an dem Mann klebte Blut, teilweise frisch, teilweise bereits getrocknet. Das Schlimmste jedoch waren die Bisswunden an fast jeder Stelle seines Körpers. Sie waren entweder flach und schauten aus wie Kratzer, oder so tief, dass man bis auf den Knochen sehen konnte. An einigen Stellen waren ganze Teile herausgerissen worden.

Als Bhoots Blick zum Gesicht des Mannes wanderte, musste er sich die Pfote auf das Maul drücken, damit er nicht vor Entsetzen schrie. Ein riesiger Kratzer zog sich tief von links oben nach rechts unten über das Gesicht des Farmers. Es blutete ohne Unterlass und die Augen waren bereits blutverkrustet. Die Lippen des Mannes wurden von dem Kratzer einmal gespalten. Es fehlte ihm ein Ohr und ein Großteil der Kopfhaut hing ihm an der Schläfe hinunter. Die Tatsache, dass seine Kehle zu einem bestimmten Grad aufgeschlitzt war, ließ erahnen wie knapp der Mann dem Tode entkommen war. Bhoot konnte die Halsschlagader pulsieren sehen.

Es brauchte einige Sekunden, bis sich der Kater von dem Anblick loslösen konnte. Vorsichtig setzte er sich an die Seite des Bettes.

Das Stöhnen des Mannes erfüllte den Raum. Er öffnete die Augen und drehte den Kopf leicht zur Seite, um Bhoot in die Augen sehen zu können.

„Sie haben Schmerzen, oder!?“, sagte Bhoot mit sanfter, beruhigender Stimme.

Der Mann nickte, musste vor Schmerz die Augen zusammen kneifen.

„Es tut mir so leid, dass wir ihnen nicht besser helfen können.“

Farmer Edvin öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, doch er brachte nur ein Gurgeln heraus.

Bhoot legte ihm eine Pfote auf die Schulter.

Der Mann hob erneut an, diesmal schaffte er es, ein paar Wörter zu sagen. Bhoot musste sich anstrengen, das Flüstern zu verstehen.

„Es ...es w-war eine Bestie. Schwarz ...wie ... die N-Nacht.“

Der Farmer machte eine Pause, um Luft zu holen. Sein Brustkorb hob sich nur leicht unter den Schmerzen, das Einatmen klang wie die Rassel am Schwanzende einer Klapperschlange. Mit rauer und brüchiger Stimme fuhr er fort: „Alle ...meine Schafe sind ...tot. B-bei lebendigem Leib ausgeweidet Ich kann ...ihre Augen sehen ... so voller Panik ... und Angst. Da ...da ...da war ü-überall Blut.“ Mit jedem Wort fiel es dem Mann schwerer zu sprechen.

„Was war das für eine Bestie?“ hakte Bhoot nach.

Der Mann riss die Augen weit auf. Die Panik darin war klar zu erkennen. Sofort ging sein Atem schneller und er presste die Wörter mühselig hervor.

„Es ...war eine Bestie. Ein ...ein ... Ungeheuer. Stärker als jedes Tier ...das ich kenne. Ich habe ...ich habe ...ich habe noch nicht ... einmal gesehen, wie es ... mich angegriffen hat. Es war ...so schnell ...und groß. Ich ... weiß nicht ... was es war. Es hat mich ...von hinten angegriffen ... mich zu Boden gezogen. Ich schlug ... schwer mit dem Kopf ... auf ...habe nichts mehr ... gesehen. Es ...hat mich ... hat mich über den Boden ... gezogen ... hat mich ... gebissen und dann ist es ... an meine Kehle gegangen. Alles wurde schwarz ... und meine Schafe ... alle sind tot. Und meine Frau ... „

Der Mann verstummte. Ein kurzes Gurgeln drang aus seiner Kehle, dann riss er erneut die Augen auf.

„...meine Frau ... sie ist in Gefahr. Bitte ... sie müssen sie beschützen ... wenn ich sterbe ... dann müssen sie auf sie aufpassen...die Bestie ... sie wird noch mehr angreifen ... sie macht keinen ...Halt vor Menschen...BITTE!“

Farmer Edvin wollte Bhoot packen, doch der Kater verhinderte dies. Er beruhigte den Mann.

„Seien sie unbesorgt. Ihrer Frau wird nichts passieren. Sie wird im Palast bleiben, bis Sie wieder ganz gesund sind. Ich garantiere persönlich für ihre Sicherheit. Schlafen sie jetzt.“

Bhoot erhob sich, als der alte Mann die Augen schloss. Leise verließ er das Zimmer. Auf dem Gang wartete Nemo bereits auf ihn.

„Wird er wieder gesund oder wird er sterben?“, fragte der Kater sofort.

„Mahi sagt, dass sie es wieder hinbekommen wird. Es dauert nur etwas länger. Was hat er gesagt?“, antwortete Nemo.

Bhoot seufzte und blickte seinen Gegenüber sorgenvoll an.

„Es ist vielleicht schlimmer und gefährlicher, als wir denken. Farmer Edvin ist von einem Tier angegriffen worden. Aber anscheinend von keinem gewöhnlichen Tier. Er sagt, es sei eine Bestie, ein Ungeheuer. Schwarz, groß, schneller und stärker als alle Tiere, die er je gesehen hat. Was auch immer dort draußen sein Unwesen treibt, ist wahrscheinlich ursprünglich nicht von dieser Insel. Raubtiere, die eine ganze Schafsherde ohne Grund nieder schlachten und sogar Menschen angreifen, gibt es nicht auf Atlantis. Wir müssen sofort etwas unternehmen. Je länger wir warten, umso höher ist das Risiko, dass noch mehr Menschen diesem Etwas zum Opfer fallen und dass es vielleicht sogar Tote geben wird.“

„Bhoot, irgendjemand muss nach diesem Etwas suchen. Jemand muss es finden und identifizieren, wenn möglich sogar gleich erlegen.“, sagte Nemo.

Der Kater schüttelte den Kopf.

„Das ist viel zu gefährlich. Und wer sollte so eine Aufgabe überhaupt übernehmen?“

Nemo überlegte kurz, dann antwortete er: „Rah’ūn ... er ist der Richtige für diese Aufgabe. Wenn es stimmt, was ich über ihn weiß, dann ist er ein ausgezeichneter Spurenleser. Er kann sich leise und fast unsichtbar im Wald bewegen und kennt die Insel wie seine Westentasche. Er wird der Richtige sein. Ich habe ihn schon einmal losgeschickt, um nach dem Unwesen zu suchen, doch gefunden hat er nichts. Vielleicht jetzt, wo die Spur noch frisch ist, hat er mehr Glück. Geh zu ihm und trage ihm diese Aufgabe auf. Und beeile dich! In jeder Minute, die wir verstreichen lassen, sucht sich dieses Wesen vielleicht schon sein nächstes Opfer aus.“

Bhoot nickte, drehte sich von Nemo weg und eilte den Gang entlang.

Als Nemo ihm nachrief, blieb er ohne zu zögern stehen und drehte sich wieder um.

„Bhoot ... solltest du Parian oder Shah Rukh begegnen und sie erfahren von Rah’ūns Aufgabe,

lass sie nicht mit ihm gehen. Ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn ihnen etwas zustoßen würde. Ich bin zu schwach sie zu beschützen, doch bin ich es Meer schuldig, alles in meiner Macht stehende zu tun, um sie vor Gefahren zu bewahren“, rief der Inder.

„Ich werde sie nicht mitgehen lassen! Ich verspreche es dir“, antwortete Bhoot.

So schnell der Kater konnte, verließ er den Kristallpalast und eilte zurück zum Dorf. Die Angst vor der unbekanntes Gefahr verlieh im Flügel, ließ ihn den Schmerz in den Beinen vergessen. Er kam gerade an seiner Hütte vorbei, als Esme in die kühle Nachtluft nach Draußen trat.

„Bhoot, was ist los? Was ist passiert?“, fragte sie gähmend.

Erschrocken blieb der Kater stehen. Eine Welle der Panik überströmte ihn. In seinem Kopf formten sich die Bilder des verletzten Farmers, doch lag nicht der alte Mann auf dem Bett, sondern Esme. Ohne mit der Wimper zu zucken und gelenkt von der Angst, seiner Frau und seinen Kätzchen könnte etwas passieren, er könnte sie verlieren, packte Bhoot sie an der Schulter und schob sie ins Haus zurück.

„Ich erkläre dir alles später. Du musst mir versprechen, dass du das Haus nicht verlässt. Um deiner und um der Kätzchen Lebens willen. Es ist zu gefährlich da draußen, besonders in der Nacht“, sagte er hektisch.

„Was ist da draußen?“, fragte Esme. Sie umklammerte sofort beschützend ihren Bauch, der schon eine eindeutige Rundung zeigte.

„Irgendetwas treibt sein Unwesen. Wir wissen noch nicht was. Aber es ist gefährlich, reißt Tiere und greift sogar Menschen an. Bitte, du musst mir versprechen im Haus zu bleiben und nicht nach draußen zu gehen.“

„Ich verspreche es dir!“, antwortete Esme keuchend.

Bhoot zwang sich zu einem dankenden Lächeln. Er küsste kurz den Bauch seiner Frau, dann verließ er so schnell er konnte die Hütte und ließ Esme schweren Herzens zurück. In diesem Moment hätte er alles dafür gegeben, bei ihr bleiben zu können, sie nicht eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Doch die Pflicht sich um die Sicherheit aller Bewohner der Insel zu kümmern war ebenso wichtig. Er konnte seine Familie nur beschützen, wenn er den Ort, an dem sie lebten, so sicher wie nur möglich machte. Als der den Pavillon erreichte, machte sich der Kater nicht die Mühe leise zu sein. Er stürmte hinein und weckte Parian und Shah Rukh unsanft aus ihrem Schlaf.

„Was is'n los?“, murmelte der Halbelf verschlafen. Er gähnte laut und rieb sich die Augen.

„Ich muss zu Rah'ün, dringend“, antwortete Bhoot.

„Wieso?“, fragte Shah Rukh, ebenso noch im Halbschlaf wie sein Bruder, bloß mit zerzaustem Haar und dunklen Augenringen im Gesicht.

„Es ist wichtig. Die Bewohner von Atlantis sind in Gefahr. Irgend ein Wesen mordet auf der Insel. Rah'ün soll es ausfindig machen und wenn möglich gleich vernichten.“

Als Parian und Shah Rukh das hörten, sprangen sie sofort auf. Sie wechselten sorgenvolle Blicke miteinander, sofort waren sie sich dem Ernst der Lage bewusst, ohne das der Kater noch weitere Einzelheiten erwähnen musste.

„Rah'ün verbringt die Nächte im Wald, etwa zwei Meilen vom Dorf entfernt in westlicher Richtung“, antwortete Parian.

„Danke, ich werde mich sofort auf den Weg zu ihm machen“, sagte Bhoot erleichtert.

Er wollte sich gerade umdrehen und gehen, als der Halbelf ihn zurückhielt.

„Warte, wir kommen mit dir. Es ist viel zu gefährlich, wenn du allein gehst. Außerdem bin ich ebenfalls erfahren im Spurenlesen und werde für Rah'ün eine gute Hilfe sein.“ Parian zog sich eine Hose an und warf seinem Bruder entschlossen ein Hemd zu.

Bhoot hob die Pfote und brachte Parian zum Schweigen. Mit einem autoritären Tonfall sagte der Kater: „Nein, das werdet ihr nicht tun. Nemo lässt nicht zu, dass ihr mit ihm mitgeht. Es ist viel zu gefährlich. Ihr versprecht mir, dass ihr hier bleibt und euch nicht vom Fleck bewegt. Ich brauche jemanden hier, der auf Esme und Soniye aufpasst.“

„Aber ...“, wollte Parian protestieren, doch Bhoot funkelte ihn böse an.

„Nemo hat verboten, dass ihr euch dieser Gefahr aussetzt und ich werde es auch nicht zulassen. Ihr seid es eurem Vater schuldig, dass ihr am Leben bleibt. Besonders du Parian, wo er doch sein Leben für Deines gegeben hat. Versprecht mir bitte, dass ihr im Dorf bleibt ...bitte“, setzte er sanfter hinzu.

Parian und Shah Rukh nickten. Auch wenn sie der Meinung waren, dass man ihre Hilfe ebenso benötigte wie Rah'uns, konnten sie dem Kater nicht widersprechen.

Sie blickten Bhoot dennoch mit einem ungunen Gefühl hinterher, als er sich auf den Weg in den Wald machte.

Der klangvolle, schrille Gesang eines Pirol drang durch den Wald. Der Geruch von Moos und Holz lag in der Luft. Auf einer kleinen, einsamen Lichtung, die umgeben war von riesigen, sich weit erstreckenden Baumreihen, stießen Sonnenstrahlen durch das dichte Blätterwerk der Bäume, sprenkelte viele kleine Lichttupfer auf den sandigen Boden. Es raschelte in jeder Ecke, der Wind spielte sein fröhliches Spiel und ließ Äste und Gräser im Wind tanzen. Auf einem großen Stein ruhte sich eine Eidechse aus, sog die Wärme des wenigen Sonnenlichts auf und genoss die Stille, die nur durch das Summen von vorbei fliegenden Insekten unterbrochen wurde. Es war ein Ort des Friedens und der Ruhe. Die Natur verhielt sich wie ein Uhrwerk, jeder Bewohner, ob klein oder groß, ob Ameise oder Käfer, ging seiner natürlichen Bestimmung nach. Ein Eichhörnchen lief mit schnellen, kurzen Schritten in die Mitte der Lichtung. Sein Fell war von einem markanten Orange und es glänzte an den Stellen, an denen die wenigen Sonnenstrahlen es trafen. Die schwarzen Knopfaugen des Tieres begutachteten die Umgebung, suchten den Boden nach Nahrung ab. Immer wieder zuckte der buschige Schwanz auf und ab, wenn es etwas fand. Wie, als würde es einer festgelegten Choreographie folgen, lief das Eichhörnchen kreuz und quer über die Lichtung, kletterte geschwind auf einen Baum, nur um dann wieder auf den Waldboden in das hohe Gras zu springen. Niemand schien das Tier zu bemerken, als wäre es unsichtbar für alle Lebewesen auf der Lichtung.

Ein violetter Schmetterling kam zu ihm geflogen. Er drehte eine Runde um den Kopf des Eichhörnchens, dann stupste er es an der Nase an. Das Eichhörnchen zeterte laut, dann lief es vor dem Schmetterling davon. Das Tier konnte seinen stummen Freund jedoch nicht abhängen. Immer wieder holte der Schmetterling das Eichhörnchen ein, umflatterte es und stupste es an der Nase an, als wolle er ihm etwas sagen. Es sah aus wie ein fröhliches Spiel, in dem der Schmetterling gewinnen würde, doch das Eichhörnchen war sehr schlau. Es kletterte auf einen Baum, sprang auf den Schmetterling zu und begrub ihn unter sich. Eine Weile blieb es auf dem Bauch liegen, dann guckte es vorsichtig nach, ob sein stummer Freund überlebt hatte. Der Schmetterling versuchte zu fliegen, doch ein eingeknickter Flügel verhinderte es. Das Tier schien fast beleidigt, als es von dem Eichhörnchen wegkroch, ein Protestieren des Freundes brachte es nicht zum Umdrehen.

Ein erneutes Zetern durchbrach die Stille, dann gab das Eichhörnchen auf, legte sich in die Sonne und schloss langsam die Augen.

Das Tier schreckte hoch. Es drehte sich einmal schnell im Kreis, um seine Umgebung im Blick zu haben. Die Ohren waren wachsam aufgerichtet und bereit das beunruhigende Geräusch, das sie soeben noch gehört hatten, erneut aufzunehmen. Das Eichhörnchen blähte die Nasenflügel, doch es konnte nichts weiter riechen als den Duft des Waldes. Noch einmal blickte es sich um, die Muskeln angespannt und jederzeit bereit zur Flucht. Als jedoch nichts passierte, beruhigte es sich wieder, rollte sich auf dem Boden zusammen und schloss erneut die Augen.

Plötzlich brach aus dem Unterholz, mit einem lauten Gebrüll, ein pechschwarzer Panther hervor. Die große, muskulöse Raubkatze machte einen Satz auf das Eichhörnchen zu, das gerade noch im letzten Moment vor den scharfen, langen Krallen davonspringen konnte. Ohne zu zögern trat das Tier die Flucht an, genauso wie der Schmetterling. Hinter ihnen hörten sie, wie die riesigen Pfoten der Raubkatze laut auf dem Boden aufschlugen. Der Feind war ihnen dicht auf den Fersen. Mit einem Sprung hatte es den Abstand zwischen ihnen überwunden. Der Panther schnappte nach dem Schmetterling. Dieser spürte die messerscharfen, tödlichen Zähne hinter sich und als er bemerkte, dass er für das Raubtier eine leichte Beute war, fing er an zu leuchten. Die Flügel teilten sich und wandelten sich binnen Sekunden zu Beinen um, die Fühler des Schmetterlings wurden zu Ohren. Der Körper vergrößerte sich und ein buschiger Schwanz bildete sich aus. Aus dem Schmetterling wurde ein weißes Eichhörnchen, das zu Boden sprang und nun neben dem anderen Eichhörnchen durch den Wald sprintete, dicht gefolgt von dem schnellen Panther. Der Wind peitschte ihnen entgegen, die Angst trieb sie an. Ihre kleinen Körper schmerzten vor Anstrengung, doch sie ignorierten es. Der Instinkt zu überleben war größer. Mit jeder Sekunde holte das Raubtier hinter ihnen auf. Sie wagten nicht, sich umzublicken, ihre Augen waren auf den Weg vor ihnen gerichtet, darauf bedacht Bäumen auszuweichen und schnell einen Zufluchtsort zu finden, an den der Feind ihnen nicht folgen konnte.

Wieder holte der Panther durch einen Sprung auf. Er bekam das orange Eichhörnchen am Schwanz gepackt und schleuderte es gegen einen Baum. Schläff und bewusstlos fiel es auf den harten Boden. Das weiße Eichhörnchen versuchte verzweifelt, seinen Freund wach zu bekommen, während der Panther bedrohlich, mit gefletschten Zähnen und einem markerschütternden Knurren auf sie zugeschlichen kam. Langsam erwachte das bewusstlose Eichhörnchen. Als es bemerkte, in welcher Gefahr sie sich befanden, gab es einen lauten, quiekenden Schrei von sich. Die Jagd ging weiter. So schnell sie konnten liefen die Tiere durch den Wald, ließen dabei Verwüstung zurück. Wie, als hätte es ein stummes Kommando gegeben, umgab die Eichhörnchen ein helles Leuchten. Sie schossen in die Höhe, lange dünne Beine bildeten sich aus, die Fellfarbe veränderte sich und mit einem Mal flüchteten sie als Rehe vor dem schwarzen Panther. Sie schafften es, einen kleinen Vorsprung vor dem Raubtier zu erlangen, doch der Panther ließ sich nicht abschütteln. Ein erneutes Leuchten. Aus den Rehen wurden kleine Vögel. Mitten im Lauf schossen sie nach oben, brachen durch das Blätterwerk der Bäume und flogen in den blauen Himmel von Atlantis. Der Panther hielt in seinem Lauf inne. Die Krallen gruben sich in die Erde, als er abbremste. Ein schwarzer Nebel kroch um seine Pfoten, strömte seine Beine entlang und umschloss den ganzen Körper. Eine kurze Zeit lang war von dem Tier nichts weiter zu sehen als eine wabernde, dicke, schwarze Wolke. Plötzlich brach daraus ein riesiger Adler hervor. Er breitete seine gigantischen Flügel aus und folgte den beiden kleinen Vögeln.

Es dauerte nicht lang, bis er sie wieder eingeholt hatte. Er war schneller als sie. Als er seine Beute fast erreicht hatte, gab er einen krächzenden, schrillen Schrei von sich. Im Sturzflug stürzte er sich auf die zwei kleinen Vögel. Sie hatten keine Chance gegen ihn, doch bevor er sie mit seinen langen Krallen packen konnte, änderten sie die Flugrichtung. Ohne Vorwarnung

schnellten sie zurück in den Wald und verschwanden unter dem Adler im Blätterwerk. Er folgte ihnen schnell, doch konnte er sie nicht einholen. Während die kleinen Vögel ohne Probleme durch die Äste und Blätter fliegen konnten, musste der Adler immer wieder kleine Umwege nehmen, um ihnen folgen zu können, bis er sie schließlich ganz verlor.

Als sie an einer freien Fläche angekommen waren, an dessen einem Ende ein riesiger Fels ihnen den Weg versperrte, hielten die zwei kleinen Vögel in ihrer Flucht inne. Sie transformierten zurück zu einem Eichhörnchen und zu einem Schmetterling. Man merkte ihnen die Erschöpfung an, sie waren nicht mehr stark genug, um die Verwandlung aufrecht zu erhalten. Aufmerksam blickten sie sich um und versuchten zu hören, ob der Feind noch hinter ihnen her war, doch es herrschte friedliche Stille. In der Ferne kreischte eine Eule und der Wind rauschte in den Baumwipfeln. Sie schienen den Feind abgehängt zu haben. Erleichterung breitete sich bei den Tieren aus, sie waren froh, dass sie den Angriff geschafft und überlebt hatten.

Ein lautes, grollendes Knurren durchdrang blitzartig die Stille. Das Eichhörnchen und der Schmetterling wirbelten herum. Sofort wichen sie an den Felsen zurück, als sie den großen, schwarzen Panther sahen, der sie mit seinen stechenden, gelben Augen anstarrte und ihnen den Weg zur Flucht abschnitt. Die Raubkatze hatte bedrohlich die Zähne gefletscht und kam in langsamen Schritten auf sie zu. Man konnte die Gefahr deutlich spüren, es war mit einem mal totenstill im Wald, nicht einmal mehr das Rascheln der Blätter im Wind war zu hören.

Das Eichhörnchen suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Sie hatten nur eine einzige Möglichkeit, noch mit dem Leben davon zu kommen. Ein kleines magisches Schlupfloch. Das Eichhörnchen kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich. Es passierte nichts. Es konzentrierte sich noch ein wenig mehr. Wieder passierte nichts.

Als dem Tier klar wurde, dass der Feind die Fähigkeit besaß, seine Verbindung zur Magie zu unterbinden, lief ihm eine kleine Träne aus den schwarzen Knopfaugen. Es war vorbei. Sie würden diesen Tag nicht überleben. Das Eichhörnchen fragte sich, ob der Tod schnell kommen würde, ob es schmerzhaft war. Es fragte sich auch, ob Atlantis ohne sie noch gerettet werden konnte. Ohne ihrer beider Schutz konnten ihre Schützlinge den Auftrag nicht erfüllen und wenn der Auftrag nicht erfüllt würde, würde die Insel untergehen.

Das Eichhörnchen sah, wie sich die Muskeln unter dem Fell des Panthers spannten. Die Raubkatze setzte zum Sprung an.

Die beiden Freunde sahen schon die Krallen auf sie zu fliegen, als unerwartet etwas Blaues aus einem der Bäume geflogen kam und sich auf die Raubkatze stürzte.

Überrascht sahen der Schmetterling und das Eichhörnchen dabei zu, wie ein kleiner, blauer Affe auf dem Kopf des Panthers herumturnte, ihm in die Ohren biss und die Augen des Raubtieres zuhielt. Der Panther versuchte den Affen abzuschütteln, sprang wild umher und jaulte auf, als der Affe ihm die Schnurrhaare einzeln ausriss. Immer wieder schüttelte sich die Raubkatze heftig, bis der blaue Affe sich nicht mehr festhalten konnte. Er rutschte vom Kopf des Panthers und schlug hart neben ihm auf dem Boden auf. Sofort stürzte sich der Panther auf ihn, packte ihn mit den Zähnen, warf ihn gegen den nächsten Baumstamm. Dann sprang er dem Affen nach, packte ihn wieder, und schüttelte den Kleinen kräftig. Am Anfang schrie er herzerreißend, doch bereits nach wenigen Sekunden hing sein Körper nur noch schlaff im Maul der Raubkatze.

Es war ein entsetzlicher Anblick, als der Panther den Affen einfach fallen ließ und ihm nacheinander Arme und Beine ausriss und verschlang.

Das Eichhörnchen und der Schmetterling nutzen die Ablenkung des Feindes und schlichen sich davon. Sie warfen noch einen letzten, traurigen Blick auf die blutigen Überreste ihres Retters.

Als Parian und Ebô'ney erwachten wussten sie sofort, dass sie eigentlich noch schliefen. Sie fanden sich gemeinsam am Waldrand vor dem Dorf der Katzen wieder. Zuerst waren sie verwirrt und fragten sich, wie sie hier her gekommen waren, doch als Gismeau und Láylà aus dem Wald gestolpert kamen, war ihnen bewusst, dass sie immer noch in ihren Betten lagen und träumten. Von Láylà gestützt sank Gismeau auf einen Stein. Sein rotes Haar war zerzaust, das Gesicht mit Schmutz befleckt, die Kleider an einigen Stellen zerrissen und an seinem Bein zeichnete sich eine große Wunde ab, die nicht aufzuhören schien zu bluten. Der Junge atmete schwer, war von Erschöpfung gezeichnet. Láylà sah nicht besser aus. Ihr schwarzes, langes Haar hing schlaff und glanzlos an ihrem Rücken, an einigen Stellen war es verfilzt. Das violette, glitzernde Kleid zeigte riesige Falten. In ihren dunklen Augen spiegelte sich Angst und Panik.

Sofort waren Ebô'ney und Parian bei ihnen.

„Was ist passiert?“, fragte der Halbelf, während Ebô'ney sich Gismeaus Wunde genau ansah. Der Junge musste die Augen zusammen kneifen, als sie ein Tuch aus ihrer Tasche zog und anfang, ihn zu behandeln.

„Wir waren gerade zu euch unterwegs“, begann Gismeau. Láylà drehte sich von ihm weg und entfernte sich ein Stück von der Gruppe.

„Auf einer Lichtung hat uns jemand angegriffen. Ein großer, schwarzer Panther. Er hat uns durch den Wald gejagt.“

Gismeau verstummte. Sein Blick fiel zu Láylà, die ihm den Rücken zugekehrt hatte.

„Es tut mir leid!“, rief er ihr zu.

Láylà drehte sich um. Ihr Gesicht war angespannt. Aus ihren Augen strömten Tränen die Wangen hinunter. Ihre Stimme klang zitterig und schwach, als sie das Wort ergriff.

„Es tut dir leid? Wenn wir gleich zu ihnen gegangen wären und nicht noch auf dieser Lichtung verblieben wären, weil ein gewisses Eichhörnchen unbedingt seinen dämlichen Spieltrieb ausleben wollte, dann wäre das nicht passiert, dann hätte uns diese Bestie nicht angegriffen.“ Sie schluchzte laut, mit jedem Wort wurde sie hysterischer. „Verdammt, wir wären beinahe gestorben. Dieser Panther wollte uns abschlachten. Wir hatten nicht einmal die geringste Chance gegen ihn. Und du sagst mir, es tue dir leid? Wofür hältst du dich eigentlich Gismeau?“

„Láylà bitte ...“ Gismeau erhob sich und humpelte zu ihr. Er nahm sie in den Arm, doch Láylà stieß ihn von sich.

„Fass mich nicht an!“, schrie sie ihn an.

Gismeau wich zurück. An seinem Gesicht konnte man sehen, dass ihre Abweisung ihm schmerzte.

„Wir sind für die Zukunft von Atlantis zuständig. Ohne uns wird die Insel untergehen. Was immer *ER* da auch geschickt hat, es wird uns töten. Und weder du, noch ich können dagegen etwas tun.“

„Nein, nein, nein Láylà, denk nicht so“, widersprach ihr Gismeau. Er umschloss ihre Hände, blickte ihr eindringlich in die Augen. „Es wird einen Weg geben. Wir werden dieses kleine Problem schon irgendwie bewältigen können.“

„Kleines Problem? Gismeau, es wird uns finden. Diese Bestie wird uns wieder jagen. Du glaubst doch nicht etwa, dass wir eine Jagd wie diese noch einmal überleben werden!? Es ist so stark, viel stärker als wir beide zusammen. Beim nächsten mal wird es uns erwischen.“

Gismeau schüttelte den Kopf. Auch aus seinen Augen flossen nun Tränen.

„Nein, ich werde das nicht zulassen. Ich werde uns beschützen, werde unser Leben verteidigen.“

Er zog Láylà in seine Arme, drückte sie so fest wie nur möglich, während sie an seiner Schulter schluchzte. Verhalten und zögerlich durchbrach Ebô'neys Stimme die stille Innigkeit der Beiden. „Entschuldigt, aber dieser Panther ... woher kommt er und wie war es ihm möglich, so nah an euch heran zu kommen?“

Gismeau und Láylà lösten sich aus ihrer Umarmung, dann berichtete Gismeau Parian und Ebô'ney ausführlich, was geschehen war.

„Also kann sich der Panther ebenfalls verwandeln“, stellte Parian fest, als Gismeau geendet hatte.

„Ja, und seine Verwandlungen scheinen große, gefährliche Tiere zu sein. So einen riesigen Adler habe ich noch nie gesehen“, antwortete Láylà.

„Warum seid ihr nicht einfach verschwunden? Auf magische Weise oder so ...“, hakte der Halbelf nach.

Gismeau zuckte mit den Schultern.

„Ich habe es versucht, doch es ist mir nicht gelungen. Irgendwie hat dieses Tier es geschafft, die Verbindung zu Gill zu unterbrechen. Ich kann mir auch nicht erklären, wie es uns sehen konnte.“ Parian kratzte sich am Kopf. Er runzelte die Stirn für einen Moment und schien angestrengt nachzudenken.

„Sagt mal“, begann er langsam, „dieser Panther, der euch verfolgt hat, ist doch sehr stark und schnell gewesen, oder?“

„Ja, er hatte kaum Probleme damit uns einzuholen. Und er war außergewöhnlich groß“, antwortete Láylà.

Parians Augen weiteten sich, als er die Verbindung zog und erkannte. Entsetzt sprang er von seinem Platz auf.

„Oh mein Gott ... es war ... es war dieser Panther“, stammelte er.

Die Anderen blickten ihn verwirrt an.

„Was war dieser Panther? Wovon redest du?“, fragte Ebô'ney sofort.

„Bhoot kam vorhin zu Shah Rukh und mir. Er hat etwas von einem Unwesen gesagt, dass auf der Insel mordet. Das ist bestimmt der Panther. Der Kater hat sich auf den Weg zu Rah'ın gemacht, um ihm aufzutragen, danach zu suchen und ihn zu erlegen.“

Gismeau und Láylà sprangen gleichzeitig auf. In ihren Gesichtern zeichnete sich pures Entsetzen ab.

„Das darf er nicht. Das ist viel zu gefährlich. Diese Bestie wird ihn in Stücke reißen. Selbst ein erfahrener Jäger wird den Panther nicht erlegen können. Dafür ist einfach viel zu viel Magie im Spiel. Du musst ihn aufhalten Parian“, sagte Gismeau.

Der Halbelf schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht. Ich musste Bhoot versprechen, mich da nicht einzumischen, weil es zu gefährlich ist. Nemo hat es sogar verboten.“

„Dann hoffe ich, dass euer Freund ganz viel Glück hat“, sagte Láylà und blickte traurig zu Boden.

Gismeau blickte nach oben in den Himmel. Er nickte Láylà kurz zu und sie schien zu verstehen.

„Man ruft uns, wir müssen euch wieder einmal verlassen. Passt bitte gut auf euch auf“, sagte er.

„Wartet! Wie seid ihr dem Panther eigentlich entkommen?“

Aus Láylàs Augen quollen erneut Tränen. Mit schluchzender Stimme erzählte sie: „Als der Panther uns in die Enge getrieben hatte und wir schon dachten, es wäre vorbei, kam ein kleiner, blauer Affe angesprungen. Er hat den Panther abgelenkt, damit wir flüchten konnten. Leider hat der Kleine es nicht überlebt. Diese Bestie hat ihn in Stücke gerissen und verschlungen.“

Mit diesen Worten verschwanden Láylà und Gismeau und ließen Parian und Ebô'ney allein

zurück.

Parian erwachte ruckartig im Pavillon. Es war bereits hell um ihn herum und er konnte seinen Bruder neben sich auf der Liege leise Atmen hören.

Die Luft blieb dem Halbelfen weg, als die Nachricht von dem Tod des kleinen, blauen Affen in sein Gedächtnis drang, sich darin einbrannte und einen stechenden Schmerz in seiner Brust verursachte.

„Papu ...“, flüsterte er.

Seine Augen waren leer auf die Wand vor sich gerichtet, eine Träne lief einsam seine Wange hinunter.

„Papu ...“, flüsterte er erneut den Namen seines kleinen, toten Freundes.

Bilder ihrer gemeinsamen Zeit strömten durch seinen Kopf, ließen Erinnerungen und Gefühle in ihm wach werden. Dann ging alles ganz schnell.

Parian schwang sich aus seinem Bett. Er zog sich keine Kleidung an, sondern stürmte sofort nach draußen. Sein Gesicht war wutverzerrt, seine Augen rot und angeschwollen. Entschlossen ging er in westlicher Richtung auf den Wald zu. Nichts schien ihn aufhalten zu können, alles war ihm in diesem Moment egal. Nur ein Gefühl verspürte er – Wut. Nur einen Gedanken besaß er – Rache. Klar denken war unmöglich. Er wurde beherrscht von den Instinkten, er wurde beherrscht von dem elfischen Blut in ihm.

Den Waldrand hatte er fast erreicht, als ihm plötzlich etwas von hinten an der Schulter packte. Er schüttelte es ab, doch wieder packte man ihn von hinten.

„Lass mich in Ruhe!“, rief er.

„Nein, dass werde ich nicht tun“, drang Ebô'neys Stimme an sein Ohr. „Bleib hier Parian, es ist zu gefährlich!“

Der Halbelf drehte sich schlagartig zu ihr um.

Sein Gesicht, wutverzerrt und voller Hass, die Traurigkeit und die Verzweiflung darin, ließen Ebô'ney zurück schrecken.

„Diese Bestie hat ihn umgebracht. Sie hat Papu ermordet. Er war mein Freund. Dieses kleine, unschuldige Wesen, einfach abgeschlachtet und gefressen“, schrie er ihr entgegen. „Ich werde ihn rächen. Ich werde diesen Panther mit meinen eigenen Händen erwürgen!“

„Das ist zu gefährlich. Das Tier ist zu stark für dich. Es würde dich ebenfalls umbringen. Rache ist kein Ausweg Parian.“

Sie machte einen Schritt auf den Halbelfen zu, doch er wich von ihr, wurde nur noch wütender und wahnsinniger.

„Das dir das nicht leid tut und nichts angeht ist mir klar. Du hast Papu ja immer gehasst. Nun, freust du dich jetzt, wo er tot ist? Sage mir nicht, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich werde meinen Freund rächen! Das du das nicht verstehst, ist ja nicht verwunderlich. Geh weg Ebô'ney, lass mich in Ruhe. Ignorier mich einfach, so wie du es doch sonst auch immer tust!“, brüllte er sie an.

Ebô'ney weinte. Sie konnte nicht glauben, was er ihr an den Kopf warf.

„Ich habe ihn nicht gehasst. Um ehrlich zu sein hatte ich ihn sogar ganz gern. Auch mir bricht es das Herz, dass er jetzt tot ist. Sonst würde ich hier nicht stehen und weinen. Hältst du mich wirklich für so kaltherzig Parian? Denkst du wirklich, ich könnte froh sein, dass er nicht mehr bei uns ist? Ich verstehe dich sehr gut. Ich kann deinen Schmerz und deine Trauer

nachvollziehen, auch deinen Hass. Aber bitte Parian, lass nicht zu, dass deine Wut die Überhand gewinnt.“

Parian fuhr sich mit den Händen durch das Haar. Er konnte sich kaum noch kontrollieren.

„Ist es denn nicht das, was du willst? Der Beweis dafür, dass ich doch nur ein dreckiger Elf bin? Jemanden, den du abgrundtief hassen kannst? Warum interessiert es dich überhaupt, ob ich es überleben werde oder nicht? Mein Leben kann dir doch egal sein. Es war dir doch bis jetzt immer egal“, schrie er weiter.

„Ob du lebst oder tot bist ist mir nicht egal. Verdammt Parian, du hast mir mehrmals das Leben gerettet, obwohl ich nicht freundlich zu dir war. Ich habe schon seit einer ganzen Weile nicht mehr den Elf in dir gesehen. Ich will nicht, dass du stirbst ... und dein Bruder und die anderen werden es auch nicht wollen. Hör zu ... hör mir bitte zu! Du solltest nicht dein Leben einfach so riskieren. Papu hat sein Leben gegeben, um das von Gismeau und Láylà zu retten. Doch es hilft niemandem, wenn dir jetzt auch noch etwas zustoßen würde. Also geh bitte wieder zurück in den Pavillon und mach keine Dummheiten.“

Ebô'neys Flehen tat Wirkung. Allmählich legte sich die Wut des Halbelfen. Sein Blick verlor an Härte, seine Arme hingen schlaff an seiner Seite.

„Er war mein Freund ...“, schluchzte er.

„Ich weiß. Es tut mir leid, was passiert ist“, antwortete Ebô'ney und trat auf ihn zu.

„Ich habe so vieles, das mir etwas wert war, in meinem Leben verloren...“, fuhr Parian fort, „... erst meine geliebten Eltern, dann hat sich mein gesamter Clan, mein einziges Zuhause, gegen mich gewendet. Die Frau, die ich liebe, wird sich nie in mich verlieben. Mein kleiner Freund ist tot. Und irgendwann wird mich auch mein Bruder verlassen müssen. Wenn Shah Rukh geht, dann bin ich ganz allein. Dann ist niemand mehr für mich da.“

Ebô'ney schüttelte den Kopf. Sie legte eine Hand auf Parians Schulter und wischte ihm eine Träne von der Wange.

„Aber das ist doch nicht wahr. Bhoot und Esme werden da sein, Billi und Soniye, Nath und Mahi. Und ich werde auch ...“

Der Halbelf unterbrach sie.

„Nein, ihr werdet alle mit euren Leben beschäftigt sein. Jeder wird irgendjemanden haben, außer mir. Und ich kann nie sicher sein, ob mein Bruder zurück kommen wird. Ich werde Shah Rukh verlieren...“

Parian brach weinend zusammen. Ebô'ney konnte ihn im letzten Moment noch auffangen.

Hemmungslos schluchzte der Halbelf in ihren Armen, während sie ihm stillen Trost spendete.

Als sie bemerkte, dass sie nicht mehr da waren, ließ sie von dem Affen ab, von dem nur noch der Kopf und ein Fuß übrig war. Sie hatte ihren Hunger gestillt, doch das war nicht ihr eigentliches Ziel gewesen. Sie hatte morden wollen. Nicht Kühe, nicht Schafe, nicht Menschen, nicht Affen. Das waren alles magielose Geschöpfe. Die Wesen, die ihr eben entkommen waren, hätten tot vor ihr liegen sollen. Sie spürte die Wut in ihr aufsteigen. Versagen gehörte nicht zu ihren Eigenschaften. Sie wurde nicht zum Versagen geschaffen. Sie wurde geschaffen, um zu siegen und zu töten. Dafür besaß sie Kraft, Größe und Schnelligkeit. Mit jedem Schritt spürte sie, wie der Boden unter ihren Füßen nachgab, wie sich die Krallen hinein gruben. Sie hörte, wie die Vögel verstummten, wenn sie in ihre Nähe kam. Sie sah, wie die Insekten sich in ihre schützenden Löcher verkrochen. Sie strahlte Gefahr aus. Sie konnte sich an jede Beute

heranschleichen, mit nur einem Pfotenschlag ein Lebewesen töten, wenn sie das wollte. Ihre Zähne konnten Knochen brechen. Sie war der Inbegriff des Todes. Und dennoch war es ihr nicht gelungen, ihren Auftrag zu erfüllen. Das machte sie rasend. Sie hatte ihre Beute unterschätzt. Sie brauchte einen neuen Plan. Zielloos streifte sie durch die Umgebung. Das leise Knacken von Ästen drang an ihr Ohr. Sie roch das Blut eines Menschen. Sie sah die Magie, die ihn umgab. Sie spürte, dass er ihr nützlich sein konnte ...

Der Wald war sein Element. Hier war er frei und unabhängig. Im tagelangen Umherstreifen und Spurenlesen konnte er sich verlieren. Er liebte den Geruch des Holzes der Bäume, genoss es, wenn der Wind durch den Wald wehte, die Blätter und das hohe Gras zum Singen brachte. Der Gesang von Vögeln in seinen Ohren war wohltuend, ließ ihn alles um sich herum vergessen. Die Natur war sein Zuhause. Er konnte sie sich aus seinem Leben nicht mehr wegdenken. Sie war wie er – friedlich, frei, unabhängig. Ein einsamer, wohltuender Zeitgenosse, dem es an Nichts fehlte, mit vielen Geheimnissen, die man nur bei genauem Betrachten enttarnen konnte. Er hatte nie Hand an etwas so Schönes wie die Natur angelegt.

Die Jagd von Tieren hatte er wie ein Wolf oder ein Fuchs nie übertrieben, hatte nur gejagt, was er auch wirklich auf seinen Wanderungen zum Überleben brauchte. Dennoch hatte er mit den Jahrzehnten sein Vorgehen präzisiert. Er konnte ein Reh mehrere Meilen nur anhand von Spuren im Boden verfolgen. Die Schärfe seiner Augen glich der eines Adlers und seine Reflexe waren für einen Menschen perfekt ausgebildet. Mit Pfeil und Bogen konnte er mit geschlossenen Augen umgehen, ohne sein Ziel zu verfehlen.

Die Jagd hatte einen gewissen Reiz auf ihn, das Auslöschen eines Lebens ließ jedes mal eine Welle Adrenalin durch seinen Körper rauschen. Dennoch hatte er nie aus Spaß getötet.

Als Bhoot mitten in der Nacht bei ihm aufgetaucht war, hatte Rah'ün nicht lange gezögert und seine Aufgabe in die Hand genommen. Beim ersten mal hatte er nichts gefunden, die neue frische Spur jedoch konnte ihm mehr Erkenntnisse bringen. Er fühlte sich als Teil von Atlantis und ebenso verantwortlich für die Sicherheit der auf der Insel lebenden Menschen.

Dass ein Unwesen durch die Wälder zog und mordete, machte ihn ein wenig nervös. Nach dem, was Bhoot ihm berichtet hatte, schien dieses Etwas nicht nur sehr groß zu sein, sondern auch eine unbeschreibliche Kraft zu haben. Er war sich nicht sicher, ob er stark genug bewaffnet war, um es zu töten.

Noch in der Nacht war Rah'ün zu dem Farmhaus gelaufen. Er hatte sich die Überreste der Schafsherde genau angesehen, dann war er einer Spur zurück in den Wald gefolgt. Doch nach fünf Meilen hatte die Spur plötzlich geendet. Sie hatte so abrupt aufgehört, dass er fast eine Stunde hatte überlegen müssen, wie er weiter vorgehen sollte. Auch konnte Rah'ün sich in seinem Kopf nicht vorstellen, was das für ein Wesen sein sollte, dass er verfolgte. Er schloss einen Menschen aus, doch ein Tier war für ihn ebenso unmöglich. Dafür war es viel zu schnell und viel zu groß, über dessen Kraft wollte er lieber gar nicht nachdenken. Rah'ün musste sich eingestehen, dass er ein wenig überfragt war. Er fühlte sich hilflos, hielt es für sinnlos ohne eine Spur weiter nach diesem Unwesen zu suchen. Dennoch gab er nicht auf. Nicht, weil er Angst davor hatte als Versager dazustehen, sondern weil er gut einschätzen konnte, wie ernst und gefährlich die Lage war. Der Farmer war nur knapp mit dem Leben davon gekommen, das nächste menschliche Opfer würde vielleicht nicht so viel Glück haben.

Rah'ün blieb also nichts anderes übrig, als zielloos durch die Wälder zu streifen und zu hoffen,

dass ihm das Unwesen zufällig über den Weg lief, er es angreifen und töten konnte, bevor es die Möglichkeit hatte, ihm an die Kehle zu springen.

Er erschauerte. Wenn es etwas gab, vor dem er sich fürchtete und ihn schon immer gequälert hatte an dem Jagdverhalten von Raubtieren, dann war es ihre Art zu töten. Ein einziger Biss in die Kehle, doch man starb nicht an Blutverlust oder durch das Durchtrennen der Halsschlagader, sondern durch Erstickten. Ein entsetzlich langsamer Tod, den das Opfer bis zur letzten Sekunde bewusst miterlebte.

Rah'ün hoffte, dass ihm so etwas nie passieren würde.

Während er so vor sich hin spazierte, dachte Rah'ün über seine neuen Freunde nach. Obwohl er ein Einzelgänger war und es nie lang an einem Ort und mit den gleichen Menschen aushielt, fühlte er sich im Dorf der Katzen ganz wohl. Es wunderte ihn sogar, dass er die Gesellschaft dort genoss. Dass er seine alte Weggefährtin Ebô'ney wiedergetroffen hatte, gab ihm ein zufriedenes Gefühl. Er hatte sie vermisst, die letzten Wanderungen, nachdem sie ihn verlassen hatte, waren nicht halb so spannend gewesen wie die Wanderungen, die sie gemeinsam verbracht hatten. Er mochte sie, in ihrer Nähe fühlte er sich aufgehoben.

Doch auch in der Umgebung der Anderen hatte er nicht wie sonst ein beklemmendes Gefühl, als wäre er zwischen ihnen eingepfercht, als würde er in einem Raum, der immer kleiner wurde, mit vielen Menschen stehen, die immer näher an ihn heran rutschten und ihn allmählich zu zerquetschen drohten. Sie mochten ihn, was jedoch nicht allzu verwunderlich war. Alle mochten ihn. Man hatte ihn schon gemocht, seit er geboren worden war. Rah'ün konnte es sich selbst nicht wirklich erklären. Es war, als wäre es für die anderen nicht möglich, ihn zu hassen. Er wollte nicht, dass man ihn nicht mochte und so mochten ihn alle. Für ihn war es ein Normalzustand, er dachte nicht weiter darüber nach. Nur manchmal machte es ihn stutzig, dass niemand ihm widersprach oder Kritik an ihm äußerte, sie mochten sogar alle seine Geschichten. Seine neuen Freunde zu unterhalten machte ihm Freude. Das Lächeln in ihren Gesichtern zu sehen, wenn er wieder ein Abenteuer aus seiner Jugend mit überspielter Mimik und Gestik erzählte, gab ihm ein gutes Gefühl. Er wollte ihnen etwas zurück geben, wo sie ihn doch so gut aufgenommen hatten. Schuldgefühle hatte er zwar nicht und er war auch kein unsicherer Mensch, doch ein bisschen unbehaglich war ihm schon, wenn er bedachte, dass man ihm so schnell vertraute, obwohl er nichts getan hatte um sich das Vertrauen zu verdienen.

Ja, Rah'ün kam mit allen Menschen gut klar.

Nur mit den Frauen hatte er so seine Probleme. Er verstand sie einfach nicht. Nur Ebô'ney war ihm kein Rätsel, doch betrachtete er sie eigentlich nicht als Frau. Dafür war sie viel zu standhaft und dickköpfig. Er war froh, dass sie nie ihre Krallen gegen ihn ausgefahren hatte, denn er konnte sich gut vorstellen wie sie einen Mann fertig machen konnte. Eine Ohrfeige würde es bei ihr nicht geben, sie würde gleich ganz mit der Faust zuschlagen.

Die anderen Frauen jedoch blieben für Rah'ün ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn er eine Frau sah, die er wollte, dann wollte sie ihn auch, schmiss sich regelrecht an ihn heran, behandelte ihn wie einen Gott und unterwarf sich ihm ohne mit der Wimper zu zucken. Vielleicht träumten einige Männer von so einer Frau, doch er gewiss nicht. So jemand war er nicht. Er wollte eine Frau, die unabhängig war, ihn zwar liebte, aber ihm ebenbürtig war, mit ihm auf einer Ebene stand.

Wenn er also das Verhalten der Frau, die er eigentlich wollte, mit einem mal missbilligte, sich vor ihr ekelte und sich wünschte, sie würde ihn nicht mögen, wand sich die Frau urplötzlich von ihm ab und war verschwunden. Er stand also wieder allein da, vielleicht sogar für immer. Dass manche Frauen ihn nicht mochten, daran hatte er sich mit der Zeit gewöhnt, wo ja alle anderen

ihn gut leiden konnten. Es gab bis jetzt in seinem ganzen Leben nur eine einzige Ausnahme – und das war ein Halbelf namens Parian.

Rah'ün hatte schnell gemerkt, dass Parian ihn ganz und gar nicht leiden konnte. So sehr er sich auch anstrengte freundlich zu sein, den Halbelf schien das nicht zu beeindrucken. Es machte Rah'ün ein wenig Sorgen, dass sie sich nicht gut verstanden. Er selbst hatte nichts gegen Parian, konnte sich eine Freundschaft sogar gut mit ihm vorstellen, doch war ihm auch bewusst, warum der Halbelf ihm gegenüber nicht gut zu sprechen war.

Als er in Agadîr in dem Wirtshaus zum ersten mal ihn und Ebô'ney gesehen hatte, war ihm sofort aufgefallen, dass Parian Gefühle für seine alte Weggefährtin hegte. Bei einem betrunkenen Elfen, der immer wieder zu seiner Angebeteten schielte und dem Wirt seine Liebe zu ihr verpackt in einem lustigen Spruch gestand, war es auch nicht schwer zu übersehen gewesen. Zwar konnte Rah'ün nicht erahnen, wie tief seine Liebe ging, doch allein die Tatsache reichte schon um zu verstehen, dass der Halbelf ihn als Konkurrent betrachtete. Am liebsten würde Rah'ün ihm erklären, dass er keine Gefahr für ihn darstellte. Ebô'ney war für ihn nur eine Freundin, eine gute Weggefährtin, nichts weiter. Er wollte sich nicht zwischen sie drängen, dass war nicht seine Absicht und auch nicht seine Art. Verstehen konnte er Parians Verhalten ihm gegenüber dennoch ganz gut. Sie kannten sich schließlich nicht wirklich, vermutlich sah Parian in ihm eine ungewisse Gefahr und konnte nicht glauben, wie unvorsichtig seine Freunde waren. Doch Rah'ün war das genaue Gegenteil von gefährlich, jedenfalls was die Menschen betraf, die er mochte, oder beschützen konnte. Er war auch ein Mensch, der Tiere liebte. Umso mehr tat ihm leid, dass er beinahe den blauen Affen erwürgt hatte, der, wie er im Nachhinein erfahren hatte, ein Freund des Halbelfen war. Noch ein Grund also, warum Parian ihn nicht mochte. Dabei hatte er nur Ebô'ney beschützen wollen, die geschrien hatte, als der Affe aufgetaucht war. Er hatte angenommen, der Affe sei gefährlich, hätte Tollwut. Dass dem nicht so war, hatte man ihm nun erklärt und das schlechte Gewissen nagte an ihm. Die Chance sich bei Parian zu entschuldigen hatte sich noch nicht ergeben, doch er nahm es sich fest vor. Ebenso spielte er mit dem Gedanken, vor seiner Rückkehr in der Stadt auf dem Marktplatz eine Banane für den Affen zu kaufen, darüber würde sich das Tier bestimmt freuen und hoffentlich nicht nachtragend sein. Ein tiefes, dunkles Knurren riss Rah'ün aus seinen Gedanken. Er war unvorsichtig gewesen und hatte nicht auf seine Umgebung geachtet. Als er sich umschaute, blieb ihm fast das Herz stehen. Nur wenige Meter von ihm entfernt lauerte ein schwarzer Panther im Gras. Das Tier hatte die Zähne gefletscht, Blut tropfte von seinen Lefzen. Es starrte ihn an, bohrte seine gelben, durchdringenden Augen in die seine.

Rah'ün blieb der Atem weg, es schnürte ihm die Kehle zu. Nur mit Mühe konnte er die aufkeimende Panik unterdrücken. Sein Körper war starr, er konnte sich nicht bewegen. Dieses Wesen war das Fürchterlichste, was er je gesehen hatte. Die Größe der Raubkatze war überwältigend, er konnte jeden einzelnen Muskel unter dem Fell des Tieres deutlich sehen. Sofort war ihm klar, wie der Panther es geschafft hatte, eine ganze Schafsherde zu erlegen. Die riesigen Pfoten, die messerscharfen Krallen und Zähne waren eine tödliche Waffe, der Niemand entkommen konnte.

Rah'ün war ein so erfahrener Jäger, dass ihm sofort seine Unterlegenheit bewusst wurde. Er allein hatte keine Chance gegen dieses Tier. Vor ihm stand der Tod. Wegrennen würde nichts nützen, mit nur einem Sprung hätte die Raubkatze ihn erreicht und ihre Zähne in seine Kehle gebohrt. Doch er würde nicht aufgeben. Er würde kämpfen, bis zum bitteren Ende. Wenn er schon sterben musste, dann nicht ohne die Bestie vorher zu verletzen, hoffend, dass die Wunden so tief sein würden, dass das Wesen nach wenigen Tagen daran starb.

Es war absolut still im Wald, weder der Wind rauschte, noch die Vögel sangen, sodass Rah'ün das Gefühl hatte, man würde sein Herz meilenweit klopfen hören können. Kalter Schweiß lief ihm die Stirn hinunter, brannte in seinen Augen, als er langsam unter seinen Umhang griff, das Tier nicht aus den Augen lassend, und seinen Bogen, sowie einen Pfeil heraus zog. Er wusste, dass er nur einen Schuss abfeuern konnte, dann würde sich die Bestie auf ihn stürzen. Mit einer kurzen Handbewegung löste er die Waffen am Ende des Bogens aus.

Der Panther knurrte bedrohlich und kam einen Schritt auf ihn zu.

Rah'ün ging leicht in die Knie, spannte die Muskeln an, machte seine Waffe schussbereit. Er versuchte anhand der Muskelbewegungen der Raubkatze einzuschätzen, wann sie ihn angreifen würde. Es würde nicht mehr lang dauern. Rah'ün setzte den Bogen an, kniff die Augen zusammen und zielte auf das Tier. Er war hochkonzentriert, bereit seine letzte Tat zu vollbringen. Doch als er kurz davor war, den tödlichen Schuss abzufeuern, geschah etwas, was ihn zutiefst beunruhigte. Schwarzer Nebel waberte um die Pfoten des Panthers. Schlangenförmig floss der Nebel über den Körper der Raubkatze, verschlang das Tier vollkommen, bildete eine Wolke, die sich vergrößerte.

Als der Nebel sich wieder auflöste, ließ Rah'ün seine Waffe langsam sinken. Seine Augen weiteten sich überrascht.

An der Stelle, an der eben noch eine Raubkatze ihre Zähne gefletscht hatte und bereit gewesen war, ihn zu töten, stand nun eine Frau. Ihr pechschwarzes, langes Haar wehte leicht im Wind. Auf der Stirn trug sie an feinen Ketten, die in den Haaren befestigt waren, einen kleinen Anhänger in Form eines schwarzen Tropfens, der genau zwischen den Augenbrauen lag. Die Haut war blass, doch besaß sie einen cremefarbenen Stich. Aus dunkel umrandeten Augen leuchtete es gelb, die Pupillen waren leicht oval, wie bei einer Katze. Die Frau war ganz in schwarz gekleidet. Ein enges Korsett umschmeichelte ihren schlanken Körper, betonte ihre Oberweite. Sie trug schwarze Armstulpen, die ihr bis über die Ellenbogen gingen und mit silbernen schimmernden Kristallen aus Glas bestückt waren. An den Fingern trug sie große, silberfarbene Ringe. Ihr Hals zierte ein dunkles Lederband, an dem ein Amulett hing. Ein Pentagramm war darauf abgebildet. Sie trug eine knappe, kurze Hose, auf der ebenfalls Kristalle in einem Muster angeordnet waren. Ein seidenes Tuch bildete einen Gürtel, die Enden reichten bis auf den Boden. Hohe Stiefel rundeten das Bild ab, in deren Lederbändern an den Seiten steckte jeweils ein Messer mit scharfer Klinge.

Sie war von einer rätselhaften Schönheit, die Rah'ün den Atem verschlug. Ihr Blick war betörend, von ihr ging ein süßlicher Geruch aus, der ihn in den Bann zog.

„Mein Name ist Ravanna“, stellte sie sich mit rauer, tiefer Stimme vor.

Sie kam auf ihn zu, ihre Schritte waren schleichend und elegant wie die einer Raubkatze.

„Und wie heißt du?“

Er musste schlucken, um den Kloß in seinem Hals los zu werden. Ohne die Augen von ihr abzuwenden, antwortete er stotternd: „I-i-ich ...i-ich ... h-heiße ... Rah'ün.“

„Es freut mich dich kennen zu lernen, Rah'ün.“ Ein verführerisches Lächeln umspielte ihre sinnlichen Lippen.

„D-d-die ...F-freude ist ... ganz meinerseits“, antwortete er.

Sie strich ihm mit der Hand über die Wange.

Gänsehaut breitete sich auf Rah'üns Körper aus. Ein Kribbeln schoss wie ein Blitz durch seine Glieder. Es war Jahrzehnte her, seit ihn eine Frau zum Letzten mal so berührt hatte.

„Sag, was machst du hier allein im Wald? Suchst du etwas Bestimmtes?“ Jedes Wort von Ravanna ließ ihn wohligh erschauern, versetzte ihn mehr und mehr in einen Trancezustand. Er

hörte und sah nur noch sie. Sein Verstand versuchte sich zu wehren, doch das Gefühl überstieg alles. Rah'ün konnte sich ihr nicht entziehen.

„Ich habe nach dir gesucht“, antwortete er.

„Nach mir?“, stellte sie die Frage in einem gespielt ungläubigen Tonfall.

„Nur nach dir.“

Ravanna öffnete langsam den Umhang von Rah'ün und ließ ihn auf den Waldboden fallen. Sie strich mit der Hand über seinen Oberkörper.

„Du bist wirklich ein gutaussehender Mann. So kräftig und mutig“, säuselte sie.

„Und du bist eine Schönheit. Noch nie habe ich so eine atemberaubende Frau gesehen wie dich.“

Ravanna lächelte. Ihr Blick bohrte sich in seine Augen. Rah'ün hatte das Gefühl, als würde sie von ihm Besitz ergreifen. Er konnte ihr nicht widerstehen, sich nicht von ihr abwenden. Je näher sie ihm war, umso schwieriger war es für ihn, einen klaren Gedanken zu fassen. Ihre Stimme brannte sich in sein Gedächtnis, genauso wie ihre Schönheit.

Die Frau drückte sich an ihn. Als er ihre Rundungen spürte, wurde ihm heiß.

Ohne Vorwarnung drückte sie ihre Lippen auf seine, forderte ihn auf zu einem leidenschaftlichen Kuss. Er erwiderte es. Während ihre Zungen ein wildes Spiel trieben, stieg schwarzer Nebel an ihnen herauf. Kurz wurden sie davon umschlossen, dann löste er sich auf, wie der gemeinsame Kuss. Was Rah'ün nun spürte war bedingungslose Liebe. Ihm war bewusst, dass er alles tun würde, was Ravanna von ihm verlangte. Er gehörte für immer ihr. Wie weggeblasen war sein spezielles Verhältnis zur Natur. Vergessen hatte er das Problem mit Parian. Seine neuen Freunde waren ihm mit einem mal egal. Er hatte selbst vor dem Tod keinen Respekt mehr. Der einzige Sinn seines Daseins war Ravanna. Er hatte nicht einmal mehr eigenständige Gedanken.

„Ich habe eine Aufgabe für dich“, hauchte sie ihm ins Ohr.

„Was soll ich tun?“, fragte er, sank dabei unterwürfig in die Knie.

Ravannas Augen blitzten triumphierend auf.

„Geh zurück ins Dorf. Der Halbelf und die junge Frau, deine ehemalige Weggefährtin, besitzen Artefakte. Bring sie mir.“

Rah'ün verbeugte sich vor ihr.

„Natürlich meine Liebste. Aber wie soll ich sie ihnen stehlen und woher weiß ich, was ein Artefakt ist und was nicht?“, fragte er.

„Mein lieber Rah'ün, kennst du denn nicht deine Magie? Ich kann sie schon meilenweit erkennen. Sie ist sehr stark. Du besitzt die Fähigkeit, die Stimmungen der Menschen in deiner Umgebung zu beeinflussen. Bis jetzt hast du diese Magie unbewusst angewendet, es ist kein Zufall, dass alle sofort Freundschaft mit dir schließen und dir vertrauen. Nutze deine Begabung, zwinge dem Halbelfen und der Frau eine Stimmung auf, die es dir ermöglicht ihnen die Artefakte abzunehmen. Manipuliere sie. Du bist nicht in der Lage, Artefakte zu erkennen, also nimm ihnen alle Gegenstände ab, die sie bei sich tragen. Und jetzt geh!“, befahl Ravanna.

Rah'ün nickte ergeben, stand wieder auf, küsste ihren Handrücken und machte sich sofort auf den Weg zurück ins Dorf. Nicht eine Sekunde zweifelte er an seiner neuen Aufgabe.

Als er verschwunden war, verwandelte Ravanna sich wieder zurück in einen Panther. Sie hatte einen neuen Plan und diesmal würde er aufgehen.

($\bar{\cdot}$ \cdot $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$) $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$
($\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$) $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$
...to be continued...
($\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$) $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$
($\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$) $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$ $\bar{\cdot}$